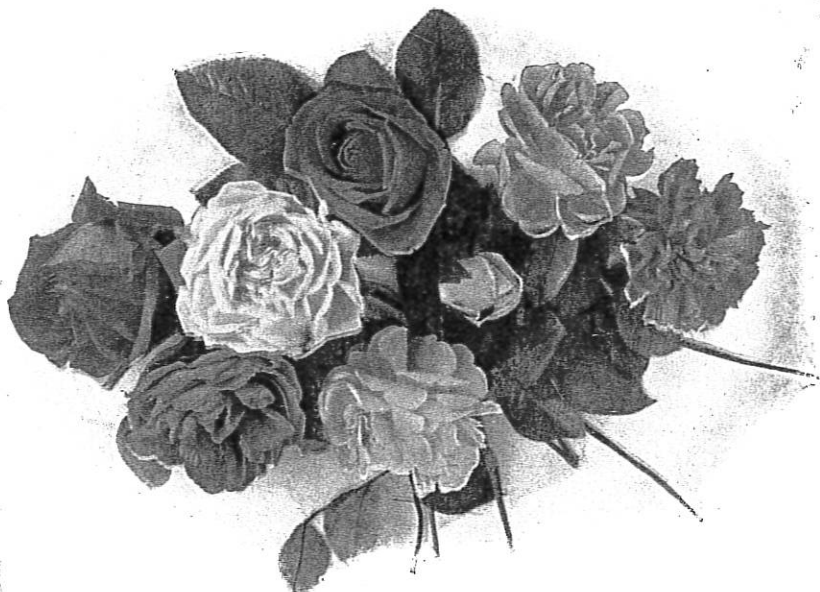


ST. LOUIS SCHNITT



Rosen.

Ueberall, auf allen Wegen
Trägt die Luft bald lau und weich
Solche Düfte uns entgegen,
Rosendüfte, süß und reich,
Und in Gärten und an Hängen
Rosen sich an Rosen drängen.

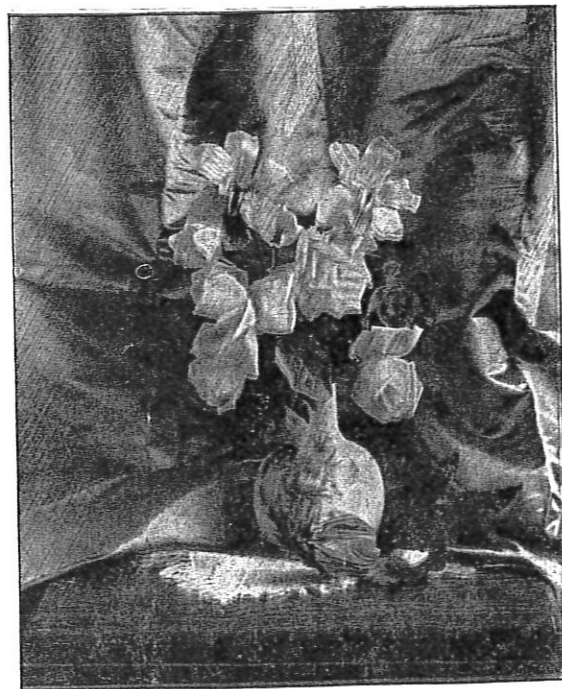
Rosen dürfen es verkünden,
Daß sich Herz zum Herzen neigt,
Rosen können Worte finden,
Wo so schen die Lippe schweigt;
Rosen können Botschaft tragen
Und von stummer Liebe sagen.

Rosen streuet man dem Paare,
Daß da wandelt zum Altar,
Rosen trägt die Braut im Haare,
Rosen bringt man gern ihr dar:
Rosen sind der Liebe Zeichen,
Lieb' muß sie der Liebe reichen.

Rosen bringt als Liebesgabe
Jenen man auch gerne hin,
Die im tiefen, stillen Grabe
Ausruh'n von der Erde Müh'n;
Rosen will man ihnen schenken
Als ein liebendes Gedenken.

Wenn die Rosen wieder blühen, —
Möge dann das Schlachtfeld ruh'n!
Möge neue Lieb' erglücken
In der Völker Sinn und Tun!
Rosen, kränzt die Massengrüfte,
Bringt den Völkern Frühlingslüfte!

Drum ihr Rosen, duftig süßen,
Blüht bald üppig, blühet reich,
Die da leben sollt ihr grüßen
Und auch die im Totenreich!
Überall auf Steg und Wegen
Ström' uns Rosenduft entgegen!



Zieht schöne Rosen!

Dauerhafte, immerblühende Sorten!

10 Prachtrofen für 75 Cents an
irgendeine Adresse, oder für
einen neuen Leser.

Rosen den ganzen Sommer lang zu haben — Monate auf Monate in Blütenfülle — ist unsern Lesern zu einer glücklichen Möglichkeit geworden, selbst in kleinstem Garten. Vielleicht steht ihr jetzt schon im Geiste herrliche, frische, duftige Blüten den ganzen Gartenweg entlang, über den Zaun oder die Veranda posten kletternd und euer Herz und Gemüt erfreuend.

Macht es doch zur Wirklichkeit! Laßt euch dies Frühjahr unsere 10 wetterfesten, immerblühenden Rosen kommen, die wenig Pflege und Arbeit machen, aber reiche Freude beschieren. Wir haben nur Rosen von bewährter Güte, Schönheit, Dauerhaftigkeit, Wuchskraft und Blühwilligkeit ausgesucht. Jeder kann sie wachsen machen. Sie werden in gutem Zustande eintreffen, und alle werden diesen Sommer noch blühen, ausgenommen nur die Kletterrose. Es sind starke, gut bewurzelte, einjährige Pflanzen, jede mit Namen versehen, und werden im Laufe der Jahre sich zu vollen, prächtigen Büschen entwickeln.

Kurze Anweisung zum Pflanzen und Pflegen liegen jedem Pakete bei, und jedem Besteller werden 10 Scklinge zur richtigen Pflanzzeit — je nach seinem Wohnorte — rechtzeitig zugesandt (März bis Mai).

Robin Hood. Scharlachrot, zart, von blendender Schönheit.
My Maryland. Rosafarben, allmählich sich vertiefend, herrlich duftend.
Melody. Die schönste gelbe Rose, königlich geschmückt, reich blühend.
Zvory. Volle, rein weiße Blüte, köstlich duftend, stark blühend.
Rosemary. Zart, gewinnend, silbern rosa Farbe, überaus blühwillig.
Madame Abel Chatenay. Tiefrot, voll, blütenreich, ideale Blüte.
Red La France. Duftreich, glühend rot, eine der herrlichsten Sorten.
Mrs. John Gibbs. Rein weiße, große, süß duftende Blüten von zarter Fülle.
Marigold. Safrangelb, überaus blühwillig, köstlich duftend, stark wachsend.
American Beauty-Kletterrose. Schönster, bester Kletterer von allen, stark blühend.

Die 10 Rosen für 75 Cents oder für einen neuen Leser frei!

Herrliche Gladiolen!

Blühen diesen Sommer.

20 Gladiolen für 50 Cents an
irgendeine Adresse.

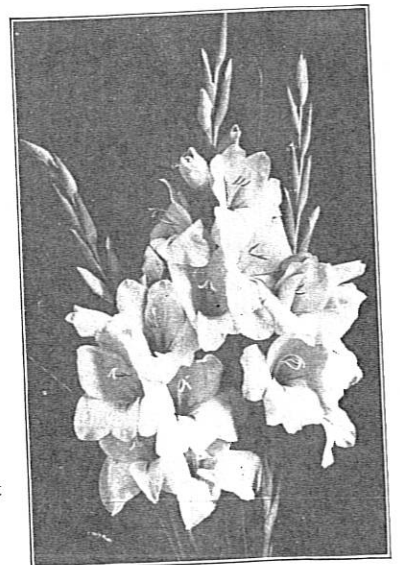
Euer Garten, groß oder klein, ist unvollständig ohne diesen Prachtschmuck! Diese Gladiolen mit ihren wundervollen, farbenreichen Blüten und ihren starken Schwertblättern zieren einen Garten wie kaum eine andere Blüte. Sie sind von brillanten, äußerst wundervoll markierten Farben. Sie können in Gruppen, in Reihen, oder als Borten, auch als Hintergrund für andere Blumen gepflanzt werden und werden stets höchst wirkungsvollen Eindruck machen. Man pflanze sie nur an sonniger Stelle, lege die Knollen 4—6 Zoll voneinander und 3 Zoll tief und lockere das Erdreich um sie her, sobald sie ihre Köpfe zeigen. Niemand wird es bereuen, diese Kollektion von 20 der großartigsten Gladiolen seinem Garten oder Gärtchen einzuverleiben.

Man bestelle jetzt!

10 Rosenscklinge für 75 Cents, oder für einen neuen Leser, 20 Gladiolenknollen für 50 Cents. Gladiolen nur gegen bar!

An irgendeine Adresse, zur Pflanzzeit rechtzeitig eintreffend.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - St. Louis, Mo.



Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40—52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Abzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

Heft 16.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 28. Februar 1918.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probeummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600—3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

Aus der Zeit für die Zeit.

Soll man immer noch Gott anrufen?

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 1, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Immer wieder findet man in der Tagespresse eine Verhöhnung der Anrufung Gottes in dieser so ernstesten Kriegszeit. Ganz abgesehen davon, ob es sich um einen Monarchen handelt oder sonst jemand, ob es ein Feind oder Freund ist, ob sein Anrufen Gottes begründet und gottgefällig sei oder dem Beurteilenden frömmelnd und erheuchelt scheinen mag, — muß nicht der immer wiederkehrende Lotterbubenmäßige Hohn und Spott der weltlichen Blätter über die Anrufung Gottes eine Verachtung und Geringschätzung des ernstlichen Gebetes im Volke bezwecken? Auf der andern Seite hat man es in dieser hochernsten Kriegszeit aber auch erlebt, daß sogar weltliche Tagesblätter, ergriffen von der Tragweite der Ereignisse und von dem düsteren Ausblick in die Zukunft durchschauend, ihre Leser bisweilen sogar zum Beten, zur Anrufung Gottes, aufgefordert haben. Und es ist wahr, wer in diese weltzerüttende Kriegszeit mit ihren Schrecken, Umgestaltungen, Verwüstungen, Todesopfern und Nahrungssorgen recht hineinschaut und des Satans Wüten und Gottes furchtbare Weltgerichte über die Völker erkennt, dem wird die göttliche Aufforderung: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten,“ im wunden Herzen eine anklingende Saite berühren. Aber wie, haben denn nicht ungezählte Herzen die ganzen Kriegsjahre hindurch tagtäglich zu Gott geschrien? Haben nicht auf beiden Seiten der Kämpfenden im Felde und daheim Millionen Gott um Hilfe und Beistand, um Sieg, um Frieden angerufen? Wird da die Frage: Wie sollen wir denn beten, und sollen wir überhaupt noch immer Gott anrufen? nicht von höchster Bedeutung? „Je größer Kreuz, je stärker Glaube, — die Palme wächst mit der Last!“ Hat denn nicht Gott ganz offensichtlich in diesem Kriege schon so manchemal es guttun lassen, daß er Gebete erhört? Dafür sind viele Beispiele zuhanden. Gleichwohl ist aber auch dies wahr, daß Gott eine harte Geduldsprobe verhängt. Wen erinnerte sie nicht an das kananäische Weiblein und andere Beispiele? Diese Arme hatte ein besonders schlimmes Kreuz: ihre Tochter ward vom Teufel übel geplagt, und die Mutter muß viele scheinbare Fehlschüsse tun, ehe ihr Hilfe zu teil wird. Man hält jene dämonischen Krankheiten, die zur Zeit Jesu sowohl nach den Berichten der Evangelisten als auch des jüdischen Geschichtschreibers Josephus unter den Juden wie unter den Heiden recht häufig vorkamen, heute vielfach für Wahngelüste abergläubischer Vorstellungen; es waren aber durchaus nicht eingebildete, sondern wirkliche Krankheiten, üble Klagen, leibhaftige Beseffenheiten, die zugleich die Geisteskräfte verwirrten oder lähmten. So glauben heute auch viele nicht mehr, daß es einen leibhaftigen Teufel gibt, der „umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge,“ ähnlich wie ein Dieb, der sich ins Menschengewühl mischt, um so seine Spur total zu verwischen. Gerade in dem schauerlichen Weltgeschehen unserer letzten, betrübten Zeit hat aber die Schar der abgefallenen Engel und ihres Obersten, wohl wissend, daß die Gnadenfrist der Menschen zu Ende eilt, in so hohem Maße alle Hände rührig für Intrige und Diplomatenkunst, Lüge und Verrat, Mord und Habguth, Massenmord und Völkervernichtung, alle Sünden und Schanden und Laster, daß schier ein Blinder es erkennt. Hat es daher je eine Zeit gegeben, eine Zeit der Not, Gott anzurufen, so ist es wahrlich diese letzte, bitterböse Zeit! Sollten da nicht alle frommen Herzen in der weitesten Welt Gott ohne Unterlaß anrufen wider das greuliche Wüten und Toben des Satans? Wenn es recht ist — und es ist an dem! — einen gerechten Krieg zu führen, so darf und soll in der Kriegsnot auch jedes Christenherz den anrufen, der sich selbst den „rechten

Kriegsmann“ nennt, und ihn anflehen, daß sein Zweck und Ziel des Krieges doch bald erreicht werde. Nun ist freilich Tatsache, daß im Kriege, wie in allen Dingen, Gebete bisweilen verfehlt lauten. Jeder betet, wie er glaubt, d. h. nach seiner Herzensüberzeugung. So tat die Kananäerin. Von General Stonewall Jackson wird berichtet, daß „seine Gebete für die konföderierte Sache häufig und brünstig waren“. Er glaubte an seine Sache und betete dafür, und wir ehren ihn darob, obgleich wir überzeugt sind, daß er irrte. So kam einst einer zu Luther und klagte, wie vergeblich er bete, bis ihn der Gottesmann überzeugte, daß er in seinen Gedanken ja immer flehe: „Mein Wille geschehe“, während er doch tatsächlich mit ganzem Herzen rufen solle: „Dein Wille!“ Wir sind abermals in die heilige Passionszeit eingetreten, und sie auch erinnert ja um so mehr an die Not und Leiden, in denen wir alle stecken, aber sie zeigt uns den Erlöser gerade auch als den rechten Väter, der, wie wohl selber Gott, im Leidensgarten in seiner tiefsten Erniedrigung immer wieder fleht: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ In diesen Passions- und Kriegstagen muß vor allen Dingen aufrichtigstes Herzensbekenntnis unserer Sünden dem Gebete zugrunde liegen. Tiefe Demütigung ist ein wesentlicher Teil der Gottesanrufung. Alle kriegenden Nationen, unsere eingeschlossen, haben zahllose Sündenschulden auf sich geladen, darauf Gottes Gericht ruht. Laßt uns, auch als Nation, nicht pharisäisch gesinnt sein! Laßt uns unsere Sünden bekennen, nicht die der andern Leute! Unsere persönlichen Sünden, deren viele und schwere sind, laßt uns im Gebete vor Gott bringen, und unsere häuslichen und sozialen Sünden, die vielerorten die Heiligkeit des Heims bedrohen. Gedenken wir auch unserer Geschäfts- und Arbeitsünden, unserer politischen Sünden, unserer nationalen Sünden, unserer Volksünden. Viele unserer großen Vermögen sind aufgebaut auf Ungerechtigkeit und Tyrannei. Viele unserer politischen Führer gingen in die Hallen der Gesetzgebung mit der Absicht, Leute zu machen, und im ganzen weiten Lande herrscht fortbauend gerade jetzt ein gewaltiger Kampf zwischen Jehova, dem wahren Gotte, und Mammon, Moloch, Baal und Bachus. Laßt uns bekennen und abtun unsere Sünden, denn wir sind noch lange kein christliches Volk! Aber dann wollen wir dem armen Heidenweibe nachahmen! „Diese Historie“, schreibt Luther so überaus treffend, „ist um unsertwillen geschrieben, daß wir uns nicht daran stoßen, ob der böse Feind zu uns redet: ‚Du bist kein Christ, es tut nichts mit deinem Beten.‘ Nein, beileibe lehre dich nicht daran, sondern sprich also: ‚Ich sei, daß darum mein Herr Christus nicht ein Sünder ist, sondern er bleibt gerecht und gnädig. Ich fühle, daß ich Hilfe bedarf; komme derohalb und suche sie in aller Demut und will getrost zu ihm rufen und schreien und mich sonst an nichts kehren.‘ Diese Historie ist ein sonderlich schönes Exempel eines rechten Glaubens, daß derselbe will geübt sein; und soll doch er endlich alles überwinden und erlangen!“ Mögen daher Lotterbuben sich die Zunge ablästern über die Gottesanrufung aller frommen Herzen in diesem Weltkriege, — wie sie es erleben mußten, daß alle ihre Kunst und Kapitalien, ihre Völkerrechte und Verträge weder den großen Krieg verhindern noch alle seine Greuel, Verrat und Unmenschlichkeiten verhüten konnten, so werden sie es noch sehen, daß, wenngleich Satan und Welt wüten und toben wie das wallende Meer und vor ihrem Ungeklüm die Berge einfallen, dennoch gerade dieser Krieg, der eine Schmelztiegelprüfung der Völker ist auf Herzen und Nieren, es bewahrheiten wird: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut; wer diesen Herrn zum Weistand hat, findet gewißlich Rat und Tat!“

Präsident Wilsons weiterer Schritt zum Frieden.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 1, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Der Ball ist im Rollen. Wieder haben Präsident Wilson und Lloyd George, ferner König Georg, Kaiser Wilhelm und Kaiser Karl über den Krieg, die Kriegsziele und den Frieden in öffentlichen Reden sich geäußert, und aus diesen Äußerungen ersieht jeder, wer den Frieden will und was für einen Frieden. Die außerordentliche Rede, welche Herr Wilson am 11. Februar in Beantwortung der beiden Reden Hertlings und Czernins vor dem Bundestag hielt, wird diesen Tag in der Geschichte des Weltkrieges zu einem denkwürdigen stempeln. Denn um einen großen Schritt ist man dem Frieden näher gerückt: er redet einem Verständigungsfrieden, dem Austausch von Ansichten, das Wort, und während er am 8. Januar 14 Punkte für Friedensverhandlungen aufzählte, will er jetzt nur 4 Prinzipien angewandt wissen, und von Belgien, Polen und Elsaß-Lothringen schweigt er gänzlich. Diese Rede bedeutet tatsächlich ein ernstes Friedensangebot und ist von allen Leidenschaftslos Denkenden immer mehr dahin ausgelegt worden. Sie lobt Czernin und fordert den deutschen Kanzler, v. Hertling, direkt auf, eine Antwort zu geben, welche die Anknüpfung von Friedensunterhandlungen ermöglichen könne. Nachdem er Czernins Erwiderung als „in sehr freundlichem Tone gehalten“ gekennzeichnet, geht er zwar scharf, doch ohne Bitterkeit, gegen Hertling vor, dessen Antwort er „sehr unklar und irreleitend“ nennt, verfährt dann aber doch argumentativ und sogar versöhnlich. Er erklärt, daß die Vereinigten Staaten nicht den Wunsch hegen, sich in europäische Angelegenheiten einzumischen oder als Schiedsrichter in europäischen Territorialstreitigkeiten aufzutreten, noch auch sich die inneren Schwächen oder ungeordneten Zustände zunutze zu machen, um ihren Willen einem andern Volke aufzudrängen. Aber der Friede könne nur dann dauernd sein, wenn er auf Gerechtigkeit begründet sei und nicht durch separate Abmachungen zwischen souveränen Staaten, sondern von allen am Kriege beteiligten Nationen gemeinschaftlich zustande gebracht werde. „Die anzuwendenden Prinzipien sind diese: 1. daß jeder Teil der endgültigen Schlichtung gegründet sein muß auf der wesentlichen Gerechtigkeit dieses besonderen Falles und auf solchen Ausgleich, die am wahrscheinlichsten einen Frieden bringen, der dauernd sein wird; 2. daß Völker und Provinzen nicht verschachert werden sollen von Souveränität an Souveränität, als wären sie bloße Handelsware und Bauern in einem Spiele, sogar dem großen jetzt für immer diskreditierten Spiele ums Gleichgewicht der Macht; sondern daß 3. jede in diesem Kriege in Frage kommende Gebietsregelung im Interesse und zum Wohle der betroffenen Völkerschaften gemacht werden muß, und nicht als Teil irgendeines bloßen Ausgleichs oder einer Beilegung von Ansprüchen zwischen rivalisierenden Staaten; 4. daß allen ausgeprägten nationalen Bestrebungen vollste Befriedigung zuerkannt werden soll, die ihnen zuerkannt werden kann ohne neue Elemente der Zwietracht und Anfeindung einzuführen oder alte fortzupflanzen, welche wahrscheinlich mit der Zeit den Frieden Europas und somit der Welt wieder stören würden. Ein allgemeiner Frieden, auf solchem Fundament errichtet, kann erörtert werden. Bis aber ein solcher Frieden gesichert werden kann, haben wir keine andere Wahl als weiter zu kämpfen.“ Ist es, so fragt sich nun jeder, möglich, daß auf dieser Basis der ersuchte Friede zustande kommt? Der Kernpunkt des Streites ist jetzt in diesen Worten Wilsons angegeben: „Was wir anstreben, ist eine neue internationale Ordnung der Dinge, begründet auf umfassenden und allgemeinen Grundsätzen von Recht und Gerechtigkeit, nicht aber einen Frieden, der nur aus Flegen und Flicken besteht.“ Was der Präsident sagen will, ist dies: Gestattet man Deutschland mit Rußland, mit England, mit Frankreich, und Oesterreich mit Serbien, Italien und Montenegro Separatfrieden zu schließen, so wird es schwer halten, den beschädigten Bund der Völker ins Leben zu rufen. „Jedes einzelne und alle diese Probleme beeinflussen die ganze Welt, und wenn man sie nicht im Geiste selbstloser und vorurteilsloser Gerechtigkeit behandelt, mit der Absicht, die Wünsche, die natürlichen Verbindungen, die Rassenaspirationen, die Sicherheit und das friedliche Wohlfühlen der beteiligten Völker zu berücksichtigen, so wird man keinen dauernden Frieden erlangt haben. Sie können nicht separat oder in Winkeln erörtert werden. Keine von ihnen bildet ein privates oder besonderes Interesse, welches der Meinung der Welt entzogen werden könnte. Was auch immer den Frieden berührt, berührt die ganze Menschheit, und nichts, was durch Waffengewalt entschieden wird,

ist überhaupt entschieden, wenn es in unrichtiger Weise beigelegt worden ist. Es wird dann bald wieder vorgekommen werden müssen.“ Das ist der Stein des Anstoßes. Sagt doch der Präsident weiter: „Die nationalen Bestrebungen müssen geachtet werden; Völker können nur mit ihrer eigenen Bewilligung beherrscht und regiert werden. Das Selbstbestimmungsrecht ist keine leere Phrase. Es ist ein absolutes Prinzip der Tat, das von nun an die Staatsmänner nur auf eigene Gefahr vernachlässigen werden. Alle an diesem Kriege beteiligten Parteien müssen daher die Erledigung jeder Frage, die dabei irgendwie in Betracht kommt, gutheißen; weil das, was wir anstreben, ein Friede ist, den wir zu garantieren und zu erhalten uns alle vereinigen, muß jeder einzelne Artikel desselben dem gemeinen Urteil unterbreitet werden, ob er gerecht und billig ist, mehr ein Akt der Gerechtigkeit als ein Handel zwischen Herrschern.“ Daß sich England, Frankreich und Italien dieser Auffassung anschließen, ist sicher; ob aber Deutschland und Oesterreich ihren Standpunkt aufgeben werden? Das ist der kritische Punkt! Doch, der Ball ist ins Rollen gekommen, Rede und Gegenrede werden folgen, und mit Gottes Hilfe wird man dem großen Ziele, dem gerechten und dauernden Frieden, näher und näher kommen.

Kriegsrats und Lloyd Georges Erwiderungen.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 1, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Der Oberste Kriegsrat der Alliierten, der am 3. Februar in Versailles zusammentrat, fand, wie amtlich bekannt gegeben wurde, in den Reden des deutschen Kanzlers und des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen keine Annäherung an die Bedingungen der Alliierten und beschloß, „den Krieg kräftig fortzusetzen, bis ein Friede errungen wird, der sich auf die Prinzipien der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Achtung vor dem internationalen Gesetz gründet.“ Der französische Premier Clemenceau führte den Vorsitz, hielt aber nicht die erwartete Rede auf die neulichen Äußerungen Hertlings und Czernins, und Lloyd George war als Vertreter Englands zugegen. Am 12. Februar hielt darauf Lloyd George vor dem britischen Parlament eine Erwiderung auf jene beiden Äußerungen. „Mit gründlicher Enttäuschung“, sagte er, habe er diese Antworten Graf Hertlings und Graf Czernins auf die Erklärungen Präsident Wilsons und der britischen Regierung gelesen, und wenn es auch wahr sei, daß im Tone ein großer Unterschied zwischen beiden Reden herrsche, so könne er doch nicht glauben, daß ein Unterschied im Inhalt bestehe, vielmehr sei auch Graf Czernin, wenn es sich um die Forderungen der Alliierten handle, „hart wie Diamant“. Die britische Regierung beharre daher auf ihren Kriegszielen; es sei überflüssig, Friede zu rufen, wenn es keinen Frieden gebe. Falls man mit der Führung des Krieges unzufrieden sei, gebe es nur ein Mittel — einen Regierungswechsel. Ein Mißtrauensantrag aber, den hierauf Asquith stellte, wurde mit großer Mehrheit des Parlaments niedergestimmt.

Kaiser Wilhelm, Kaiser Karl und König Georg sprechen.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 1, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Hamburg beglückwünschte am 11. Februar den Kaiser anläßlich der Kunde vom Friedensschluß mit der Ukraine. Er erwiderte: „Wir haben harte Zeiten durchgemacht. Jedermann hatte eine schwere Last zu tragen, Sorge, Trauer, Kummer und Trübsal, und nicht am wenigsten derjenige, welcher vor Ihnen steht. In ihm waren Sorge und Kummer für das ganze Volk in seinem Jammer vereinigt. Wir sind oft auf falschen Pfaden gewandelt. Der Herr hat uns in einer harten Schule den Weg gezeigt, den wir wandeln sollen. Aber die Welt ist zu gleicher Zeit nicht auf dem richtigen Wege gewesen. Wir Deutsche, die wir noch Ideale hochhalten, sollten dafür arbeiten, daß bessere Zeiten kommen. Wir sollten für Recht und Gerechtigkeit streiten. Unser Herrgott wünscht uns Frieden, aber nur einen solchen Frieden, in welchem die Welt darnach streben wird, das Rechte und Gute zu tun. Wir sollten der Welt den Frieden bringen. Wir werden es auf jede Weise versuchen. Solch ein Erfolg wurde gestern in freundschaftlicher Art mit einem Feinde erzielt, der, von unseren Armeen geschlagen, keinen Grund für eine Fortsetzung des Kampfes erkennen konnte, uns seine Hand bot und die unsrige annahm. Wir schüttelten uns die Hände. Aber der Feind, welcher keinen Frieden annehmen will, sondern im Gegenteil unsere Friedensanerbieten ablehnt und es vorzieht, das Blut seines eigenen wie unseres Volkes zu vergießen, muß zum Frieden gezwungen werden. Wir wünschen mit unseren Nachbarn in Frie-

den zu leben, aber der Sieg Deutschlands muß zuerst anerkannt werden. Unsere Truppen unter dem großen Hindenburg werden fortfahren, ihn zu gewinnen. Dann wird der Friede kommen!" Wenige Tage darauf, am 14., erließ Kaiser Karl in Wien ein Manifest an seine Völker, in welchem er sagte, mit Gottes gnädiger Hilfe sei mit der Ukraine Frieden geschlossen worden, und er hoffe, daß der leidenden Menschheit bald ein allgemeiner Friede beschieden sein werde. Seit er den Thron bestiegen, habe er sich mit seinen Völkern in dem festsinnigsten Entschluß eins gefühlt, weiter zu kämpfen, bis ein ehrenvoller Friede errungen sei. In der Stunde, wo jetzt der erste Schritt zur Verwirklichung dieses Zieles getan worden, fühle er sich um so mehr eins mit seinen Völkern. Weiter gibt er seiner Bewunderung und seiner liebevollen Anerkennung der fast übermenschlichen Ausdauer und der unvergleichlichen Selbstaufopferung seiner heldenhaften Truppen und derjenigen Ausdruck, die in der Heimat täglich nicht weniger Aufopferung zeigen. Er sehe, sagte er, der nahen glücklicheren Zukunft mit vollem Vertrauen entgegen. Der Schluß des Manifests lautet: „Möge der Allmächtige uns weiter mit Stärke und Ausdauer segnen, damit wir nicht nur für uns selbst und unsere treuen Verbündeten, sondern auch für die ganze Menschheit einen endlichen Frieden erringen mögen!" Auch der König von England, Georg V., hatte Gelegenheit zu einer Aussprache. Als am 12. Februar das Parlament zu seiner voraussichtlich letzten Tagung vor den Neuwahlen zusammentrat, eröffnete er die Sitzung mit einer eindringlichen Rede und sagte: „Der Kampf, an dem wir beteiligt sind, ist in ein kritisches Stadium eingetreten, das mehr denn je unsere vereinten Kräfte und Hilfsmittel in Anspruch nimmt. Vertrauensvoll überantworte ich Ihrer Vaterlandsliebe die Maßnahmen, die man Ihnen unterbreiten wird, und ich bete zum Allmächtigen, daß er Ihrer Arbeit seinen Segen verleihen möge.“ Bis die einzigen Prinzipien, auf denen ein ehrenvoller Friede aufgebaut werden könne, anerkannt seien, erklärte er, sei es die Pflicht der Briten, den Krieg mit aller Kraft, die sie besitzen, weiterzuführen.

Rußland, Ukraine, Rumänien — Kriegsende und Chaos.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 1, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Raum hatte Präsident Wilson seine neue Rede vor dem Kongreß gehalten, als in Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Glocken läuteten und die Städte im Fahnensturm prangten. Denn die Ukraine, der neugebildete Staat in Südwest-Rußland, schloß in Brest-Litowsk mit den Mittelmächten Frieden. Rußland selbst erklärte durch seinen Auslandsminister Trotsky den Krieg mit Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei für beendet und gab Weisungen zur vollständigen Abrüstung an allen Fronten und zur Entlassung aller Gefangenen, weigerte sich aber, den formellen Friedensvertrag zu unterzeichnen. Auch Rumänien, das, wie es heißt, die Dobrudscha an Bulgarien abtritt, wofür ihm ein Teil von Bessarabien (der russischen Provinz nach Osten hin) zuerkannt worden sein soll, ist in Friedensunterhandlungen eingetreten. Diese Nachrichten haben großes Aufsehen hervorgerufen; doch räumt man freimütig ein: Wenn das proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Völker wirklich gelten soll, das Recht, selber über Krieg und Frieden, über die Art ihrer Regierung und die Form ihres Staatswesens zu bestimmen, dann sind diese Vorgänge die Probe aufs Exempel. Man kann indes kaum mit ungemischter Freude ausrufen: „Aus dem Osten kommt das Licht!" Denn nun ist ein wirkliches Chaos die Folge. Rußland will nichts mehr vom Kriege wissen, aber auch nicht Frieden schließen. Seine „rote Garde" hat in Finnland einen Aufstand angezettelt, hat gegen die Ukraine einen Feldzug begonnen und in Kiew ein Blutbad angerichtet, hat in Polen, das ein Stück Land an die Ukraine abgeben soll, Unruhen hervorgerufen, und in der Ukraine herrscht böses Blut gegen Abgabe eines Teils von Bessarabien an Rumänien. Es ist ein Zustand geschaffen, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gekannt hat: Rußland ist nicht mehr im Kriege, aber schließt auch keinen Frieden; es ist nicht mehr Bundesgenosse auf der einen, aber immer noch Gegner auf der andern Seite; es zerreiht alle früheren Verträge, unterzeichnet aber keinen neuen Friedensvertrag. Und in den selbständig gewordenen Teilen werden neue Brände entfacht! Deutschland hat auf neue im Osten die Hände voll. Als am 18. Februar der Waffenstillstand ablief, überschritten deutsche Truppen die Düna, nahmen Dinaburg und Ruzsk und rückten weiter vor, um Frieden zu erzwingen; Oesterreich aber will, wie es heißt, nur noch die Verbindung zwischen der Monarchie und der Ukraine schützen.

Amerika gegen den Nationalhaß.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 1, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Der Krieg ist der natürliche Nährboden des Nationalhaßes. Es sind nicht die im Felde und in den Uebungslagern stehenden Soldaten, welche die „Haßgefänge" dichten und den Haß des Volkes gegen den Feind schüren. Es sind eine ganze Reihe Tagesblätter, die mit ihren Zerrbildern, Schnadahüpfeln, billigen Witzen und editorischen Bemerkungen geistlich in den Herzen des Volkes die greuliche Gefinnung des Haßes aussäen und nähren. Das demokratische Amerika kann dieser barbarischen Reizmittel entbehren. Wenn es Krieg führen muß, so kann es ihn mit Würde führen, und es darf sich gratulieren, daß es Männer an seine Spitze berufen hat, die den Krieg so zu führen wissen, wie es dem Charakter und den Traditionen unseres Landes entspricht. So ist kein Wort des Haßes gegen das deutsche Volk und die deutsche Sprache, keine Herabwürdigung des Feindes, kein persönlicher Angriff in den Reden unseres Präsidenten zu finden. Der Ausschuß für öffentliche Information hat soeben ein Bulletin verbreitet, in welchem ausdrücklich gewarnt wird: „Manche sagen, daß der Haß eine für den Krieg notwendige Gefühlserregung ist. Sie meinen, daß der Soldat nicht kämpfen kann, ohne daß er haßt. Mögen solche den Soldaten fragen, mögen sie mit dem Veteranen reden, der Wunden zugefügt und erhalten hat, und sie werden finden, daß der größere Haß unter den Zivilisten besteht. Die Tatlosigkeit erregt ein Gefühl des Haßes; der geschäftige Mensch denkt meist an seine Arbeit. Indem wir uns vorbereiten, das Lebensablauf der Nation für Ideale zu vergießen, dürfen wir diese Ideale nicht durch die gemeinen Methoden beschmutzen, deren sich die Kriegsherren seit Jahrhunderten bedienen." Diese Worte atmen den echt amerikanischen Geist, den Sinn und die Würde eines sich selbst regierenden und (daher zunächst auch) sich selbst bemeisternden Volkes. Die amerikanischen Bürger deutscher Geburt und Abstammung sind von Herzen dankbar, daß die Administration in Washington den öffentlichen Haßpredigern entgegentritt.

Lutherische Soldaten in der Armee.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on March 1, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Auf Grund zuverlässiger Angaben sollen, wie „Lutheran Survey" mitteilt, jetzt über 190,000 Lutheraner in Heer und Flotte eingetreten sein, und eine entsprechend große Vertreterschaft aus andern protestantischen Kirchengemeinschaften würde eine Militärmacht von 1,000,000 Mann ergeben. Die Methodisten mit etwa 4,000,000 Kommunikanten stehen in der Liste junger eingereichter Soldaten mit 220,000 Mann obenan; ihnen folgen die Baptisten, die 3,000,000 Kommunikanten zählen, mit 215,000, und an dritter Stelle folgen die Lutheraner, etwa 2,500,000 Kommunikanten zählend, mit mehr als 190,000 jungen Männern unter der Fahne. Nach ihnen kommen, der Reihe nach, die „Disciples of Christ" (2,000,000 Glieder) mit 110,000; die Presbyterianer (1,500,000) mit 90,000; die Episkopalen (1,000,000) mit 65,000; die Kongregationalisten (800,000) mit 52,000 Eingereichten. Rechnet man nun nach dem Prozentsatz, so stehen die Lutheraner im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl mit 8 Prozent an erster Stelle, auf die Baptisten entfallen 7.5 Prozent, die Presbyterianer 6.5, die Episkopalen 6.5, die Kongregationalisten 6.3, die „Disciples" und Methodisten je 5.5 Prozent. Auch die Evangelische Synode hat ein starkes Kontingent gestellt. Luther ist ja viel kritisiert worden, daß er den Aufstand der Bauern, die sich gegen die Regierung der Fürsten auflehnten, verurteilte; aber er konnte nicht anders als Gesetz und Ordnung aufrechterhalten unter der bestehenden Obrigkeit und er sagte den Fürsten ebenso ernstlich die Wahrheit. Viele Lutheraner, wie ja auch Angehörige anderer Kirchengemeinschaften, haben keinen Krieg gewollt; als aber der Krieg da war, konnten sie nichts anderes tun als dem Rufe des Vaterlandes gehorchen. Haß und Zwietracht zu predigen, überlassen sie anderen, sie selbst sind bereit, der Obrigkeit allen schuldigen Gehorsam zu leisten. Und jetzt haben sie unter sich durchs ganze Land eine Sammlung veranstaltet zum Besten ihrer Glaubensangehörigen unter den einberufenen Soldaten und wollen für sie — neben Gaben für das Rote Kreuz, Freiheitsanleihe, Kriegspatzen, Versicherungsgeldern, an denen allen sie sich redlich beteiligten, — die Summe von \$750,000 zusammenbringen, damit in allen Feldlagern unter den Rekruten nicht nur gute Schriften und Erbauungsbücher verteilt werden, sondern auch Kapläne regelmäßig in ihrer Mitte Gottesdienste halten.



Winters Herrschaft.

Für die „Abendschule“ von
Karl Böbers.



Der Nordstern glänzt durch Winternacht,
Und um ihn zuckt in Silberpracht
Des Nordlichts Strahlentrone,
In alle Welten sprüht der Glast,
Dort krönt man im Krystallpalast
Den Winter auf dem Throne.

Schon längst blies mit Posaunenschall
Sein Herold über Berg und Thal;
Da wallt ein Teppich nieder.
Der König kommt! Schon naht sein Troß,
Durchscharret das Laub, durchtanzet das Moos
Und brauset Ehrenlieder.

Nun bäumt sich über nahen Lann
Des Herrschers weißes Vielgespann,
Von Knappenbraus umreiget;

Da waltet Ehrfurcht durch den Raum,
Es küßt die Welt des Königs Saum
In tiefe Huld geneigt.

Sei, wie der Puls ins Weite schweift,
Und rastlos durch das Weltall greift
Der flinke Fuß der Pferde.
Die Küster bebt, das Auge blüht,
Und schäumendem Gebiß entsprüht
Das Schneegeflöß zur Erde.

Das tollt und wirbelt baunentweid,
Belehnt den Wald, umfaßt den Zweig,
Baut tausend Ehrenbogen;
Und glitzernd strahlt in Vollmondnacht
Des Krönungsfahres Wunderpracht,
Mit Demantglanz durchzogen.

Der Winter, seine Stimmungen und seine Vergnügen.

Hat der Leser schon einmal in der Dämmerung vor einem großen Juwelierladen gestanden? Plötzlich wird drinnen das elektrische Licht angebreht, und sofort zuckt und blüht dem Beschauer ein Gleißeln und Funkeln in die Augen, während im Herzen leise Gefühle der Verwunderung aufsteigen. Denn des Menschen Seele birgt die Sehnsucht nach Glanz und Licht.

So ist es am schönsten Wintermorgen. Und das ist der Rauheismorgen! Da schaut das entzückte Auge mit einem Schläge in ein unendliches Wunderreich. Es ist, als wären alle Diamanten aus den Vertiefen der Erde herausgequollen und blühten jetzt in Gäßt und Gezweig, auf Baun und Dach, an Scholle und Gras, sogar auf der Straße und am Rinnstein dem reichbesenkten Menschentinde in unermeßlicher Segensfülle entgegen. Wald und Hecke, Strauch und Ranke sind wie von Zauberhand in schillernde Zuckerstangen und Zuckergeriesel verwandelt. Und wie feine weiße Rädchen, wie Spinnenge-webe hängt es sogar am zartesten Halme. Ueber der ganzen berausenden Pracht hin aber bewegt sich ein perlender Duft-hauch, und dann beginnen die rosenfingerigen Strahlen der Sonne ihr neckisches, farbenma-lendes Spiel, und hoch oben blaut ein selbst dem ärmsten Menschenherzen Hoffnung ver-heißender, in Liebe und Freund-

lichkeit alles umwölben der Himmelsdom. Ja, der Rauheis-morgen ist ein unbeschreiblich herrlicher Wintermorgen!

Und kann eine kleine nächtliche Wanderung durch den Schnee nicht eine unvergeßlich schöne Wintererinnerung sein? Die Mühe über die Ohren gezogen, den Manteltragen in die Höhe geknüpft, die Hände in den Taschen vergraben, stapft der Wanderer an den schneebedeckten Saatfeldern dahin im schim-mernnden, feenhaft weit und breit alle Fluren beleuchtenden Mondlichte, dem kleinen Städtchen zu. Von ferne blinkt ihm am Nachthimmel der fahle, zitternde Widerschein der Straßen-laternen entgegen. Unter seinen Füßen knistert der körnige Schnee in den Wagenspuren, blitzschnell rauscht der letzte Vor-stadtbahnzug summen und dann unhörbar, wie der Licht-schweif eines Kometen vorbei, leise raschelnd klagt dort ein froststarres Maisfeld — sonst kein Laut, keine Bewegung. Der Wanderer schaut tief, tief in eine starre, silberduftige Welt. Kein Laut — und doch geht es wie ein gewaltiger, ferner Hall durch den belichteten, unendlichen Raum. Geheimes Regen zieht durch die Seele, der Wanderer spricht leise Worte mit dem eigenen Herzen. Jetzt, dort, wo die ersten einem Waldstücke vorgelagerten Gebüsch starren, huscht etwas durchs knackende Gezweig. Will der Wald seine gruseligen nächtlichen Geheim-nisgründe öffnen? Aber schon dämmert da die Lichtung. Der Weg führt über eine kleine Holzbrücke. Eisumkrallt, schnee-beladen schläft das sonst so geschwähige Bäcklein. Nun winken auch in der Nähe die einzelnen Häuser mit hie und da noch wachen, rötlichen Fensteraugen. Die meisten schlafen bereits unter ihren hochgetürmten Schneefederbetten in warmen weißen



Auf der Eisbahn.

Gauben. Dünn, aber anheimelnd zieht aus den Schornsteinen eine Rauchsäule hinauf in den klaren, sternfunkelnden Aether, die in sich zusammengezogene Gemütlichkeit und wohlige Ruhe dem strammer aus-schreitenden Heimkehrenden verbür-gend, der diesen feinen nächtlichen Winter-spaziergang niemals vergißt.

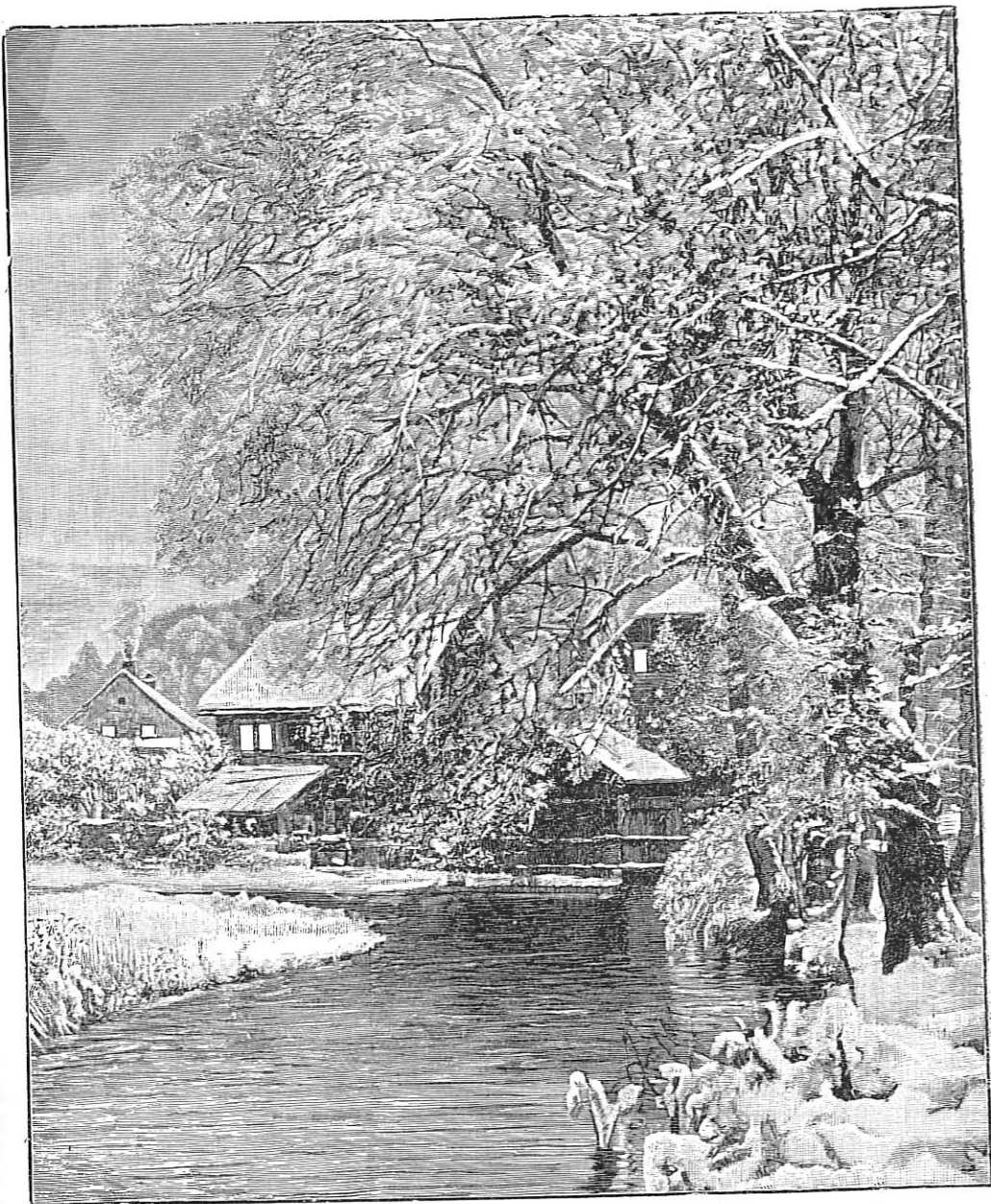
Der Winter ist eine heimliche, be-schauliche Zeit! Wenn Schneemassen Wald und Flur, Landstraßen, Häu-serfluchten und Gassen einhüllen und Arbeit und Verkehr hemmen, dann

zieht unser Blick immer engere Kreise um unser Heim. Wenn der scharfe Winterwind durch die Straßen und Felder jagt, dann mummen wir uns ein in Pelzrock und Mütze, warm und weich, und die Seele wird beschaulich, nachdenklich, sie gleicht dem stillglühenden Herdfeuer in traulicher Familienstube.

Haben wir von alledem in diesem Winter etwas beobachtet? Wer sich die Kindlichkeit des Herzens bewahrt hat, dem hat der jetzt zu Ende gehende strenge Winter gewiß viel geoffenbart; aber auch dem, des Herz leicht über alle Ereignisse hinwegweilt, hatte der unbittliche Kriegsmann und Feldherr des eifigen Nordens gar manches zu sagen. Hat nicht jedermann sich gewundert, daß „der älteste Einwohner“, der sonst in jedem Winter auf noch viel grimmigeres Wetter in seinen Erinnerungs-Annalen zurückzugreifen pflegt, diesmal vergebens in seinen meteorologischen Daten suchen mußte, um auch nur eine Parallele zu finden? Niemand wenigstens hat einen Bericht zu erbringen vermocht, der die Schrecken dieses Winters noch übertroffen hätte. Es sind jetzt 45 Jahre her, somit mehr als ein durchschnittliches menschliches Zeitalter, seit unsere Regierung anfang, amtliche Aufzeichnungen über Temperaturen, Regen- und Schneefall u. s. w. zu führen. Sie kann also in ihren Vergleichen auf Jahre hinaus zurückgreifen. Aber sie versichert, daß die Monate Dezember und Januar diesmal mehr Kälte und Schnee gebracht haben, als je zuvor in dieser Spanne Zeit zu verzeichnen war, ja, die Durchschnittstemperatur beider Monate stehe weit unter irgendeiner früheren Winterzeit. Hierzu kommt noch dies, daß auch in Europa, wo sonst meist die Winter mild sind, wenn sie hier streng auftreten, und umgekehrt, diesmal Kälte und Schnee gleichzeitig nicht geringer waren als hier. Und drüben wie hüben hat dieser Winter mehr als einmal — wer Augen hat zu sehen, weiß es — in den Gang der großen Ereignisse hinein von höherer Hand für alle Menschen ein „Aus der Zeit — für die Zeit“ geschrieben!

Die Winter sind in den letzten Jahren aber auch zu einer großen Sportzeit geworden. Heutzutage tummelt sich jung und alt vergnügt auf Schnee- und Eisflächen, der eine hübsch

daheim oder doch in seiner engeren Heimat, der andere sucht entlegene Winter Sportplätze im Gebirge auf. Gerade schnee- und eisreiche nordische Gegenden, die bisher als unwirtlich galten, werden mit Vorliebe aufgesucht. Hier werden Eisfeste für Schlittschuhläufer veranstaltet, dort Wettrennen für Robler (Tobogganfahrer) und Skiläufer. Man hat sogar Winterturen am Ozean, in Sanatorien u. dgl. eingerichtet und rühmt allerlei Wintersport als Heilfaktoren, besonders für Nervenleidende und Stoffwechselranke. Namentlich in Schweden und



Die schöne Winterlandschaft am Rauhreifmorgen.

in der Schweiz ist dieser Gesundheits-Wintersport heimisch geworden, aber auch schon viel in unserem Lande.

An diesen Winterbergnügungen hat somit die neuere Gesundheitslehre (Hygiene) wesentlichen Anteil. Sie richtet ihr Bestreben stark auf Abhärtung und will damit das Gespenst der Erkältung verbannen. Wir erkälten uns ja im Winter bei entsprechendem Verhalten tatsächlich weniger als in milderer Jahreszeit. Zudem ist in kaltem Wetter die Luft reiner, sauerstoffreicher, stärkender und erfrischender; sie übt auf Geist

und Körper eine belebende, anregende Wirkung aus, und der ganze Mensch zeigt sich in kalter Jahreszeit leistungsfähiger und ermüdet nicht so rasch. Deshalb ist der Winter besonders geeignet für Bewegungskuren, zur Sportbetätigung und Abhärtung, zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit.

Man hat aber heutzutage auch überhaupt auf Körperpflege und Ausbildung durch Gymnastik größeres Gewicht gelegt. Das kommt denn auch den Wintersportübungen zugute. Und Hand in Hand geht damit zugleich eine Verbesserung der Unterkunftsverhältnisse in den für den Wintersport in Frage kommenden Gegenden: gemütlche, heizbare Zimmer, schöne Glasveranden, Anlagen geeigneter Sportplätze, gute Verpflegung. So sind jetzt überall Stationen mit Winterbetrieb modern eingerichtet: in Schweden und Norwegen, in der Schweiz (Davos, St. Moritz), in Oesterreich, Tirol, am Semmering, in Deutschland (Alpengebiet, Schwarzwald, Harz, Erz- und Riesengebirge, in Thüringen) und an vielen Orten unseres Landes. In diesen Winterhotels trifft man oft einen Komfort an, der selbst den verwöhntesten Ansprüchen Rechnung trägt.



Prächtige Schlittenfahrt.

In den Arten des Wintersports, des Schnee- und Eisports, unterscheidet man solche, bei denen die Körperbewegung mehr oder weniger ausgeschaltet ist, und solche, die an die Leistungsfähigkeit des Körpers große Anforderungen stellen. Jene, bei denen das wesentliche Moment der Bewegung fortfällt, haben natürlich geringeren gesundheitlichen Wert. Das trifft zu beim Fahren in bespannten großen Schlitten (Cutter und Bob-sleigh); man genießt dabei nur die frische Winterluft, ist aber Wind- und Frostschäden leichter ausgesetzt und muß sich dagegen durch entsprechende Kleidung gut vorsehen. Leute, die zu Rheumatismus, Neuralgie, Kopfschmerz neigen, vertragen derartige Fahrten gewöhnlich schlecht, ebenso das Fahren auf Segelschlitten (Eisjachten) mit einem oder mehr Segeln. Viel besser sind schon Spaziergänge auf geebneten, beschneiten Wegen für solche, die dem Sport nicht zugänglich sind, oder zur Einführung, um sich an die kalte Winterluft zu gewöhnen.

Das Fahren auf kleinen Schlitten, den Berg hinab, kurz Schlitteln oder Robeln (Toboggan) genannt, ist dagegen ein ganz ander Ding. Da muß nicht nur der Berg oder Abhang immer wieder erstiegen werden, sondern der ganze Körper ist

auch auf der Fahrt selbst in Bewegung, besonders die Hände und Füße zum Lenken, Bremsen und Festhalten. Weit bewegungsreicher noch aber ist das Skifahren (norwegischen Ursprungs); besonders das Springen mit den Skis setzt Virtuosität und Kühnheit voraus. Es bietet einen ganz eigenen Reiz, auf den Eis auf weiten Schneeflächen dahinzujagen. Man bewegt sich mit einem oder zwei Stöcken auf etwa 9 Fuß langen Holzschienen vorwärts. Das Erlernen ist nicht ganz leicht; gutes Laufen verlangt ziemliche Fertigkeit und Ausdauer. Besonders schwierig ist das Fahren bergaufwärts, und geradezu eine Kunst ist es, richtig zu fallen und sich wieder zu erheben.

Das sind, kurz geschildert, die Schneesports. Man kann auch noch die alpinen Hochtouren hinzuzählen. Das Bergsteigen ist natürlich im Winter noch beschwerlicher als im Sommer und erfordert einen sehr leistungsfähigen und wetterfesten Organismus mit tüchtigem Herzen und eine gute Ausrüstung mit Stöcken, Eispickel, Schneereifen, bezw. auch Skis.

Unter den Eisbergnüßungen ist der landläufigste Wintersport das Schlittschuhlaufen, das am wenigsten anstrengt und fast immer durchführbar ist, wo Seen oder Flüsse zufrieren. Selbst Kinder erlernen das Laufen verhältnismäßig rasch, und alles benußt gern die freie Zeit, um sich auf den Eisplätzen zu tummeln. Unfälle sind meist selten und unbedeutend. Auf größeren Seen kann man bei gutem Winde auch das Schlittschuhsegeln versuchen. Dabei wird ein drei- oder viereckiges Segel, über zwei rechtwinklig aneinander befestigte Bambusstäbe gespannt, mit den Händen gehalten. Dieser Sport wird viel in Schweden, Norwegen und Canada betrieben. Auch das Eisbootsegeln auf Flüssen und Seen ist in nördlichen Gegenden ein beliebter, reizvoller Sport. Abwechslung bringen noch die verschiedenen Eisspiele: das englische Hockey, ferner das schottische Curling-Spiel, bei dem ein schwerer, runder Stein mit Griff nach einem bestimmten Ziele in rutschender Bewegung geworfen wird. Ferner das Gymkana, ursprünglich indischer Herkunft, ein Eiswettlauf

mit Ueberwindung belustigender Hindernisse.

Doch nicht nur der Körper des Menschen vermag im Winter Kräftigung und Stählung zu finden, sondern auch der Geist kann sich viel Anregung und Förderung verschaffen.

Zur Zeit der Kreuzzüge, berichtet ein hübsches Märchen, geriet ein deutscher Ritter in die Gefangenschaft des Sultans von Aegypten, der ihn zu seinem Gefellschafter erwählte. Stets mußte der Ritter den Sultan begleiten, keine unehle Arbeit brauchte er zu verrichten, nur die Zeit mußte er dem Herrscher mit Erzählen vertreiben. Freilich, eine Bedingung hatte der Sultan gestellt: der Ritter mußte stets die Wahrheit sagen. Wenn er es einmal wagen würde, den Sultan zu belügen, dann sollte sein Leben verwirrt sein. Der Ritter hatte eine blühende Phantasie, und um den Sultan zu unterhalten, ersann er Tag für Tag neue, nie erlebte Märchen. Eines Tages aber fiel ihm wirklich nichts mehr ein, und nun erzählte er einmal die Wahrheit, daß in seiner Heimat Schnee vom Himmel falle und die ganze Erde wie mit einem weißen Tuche zudecke. Als der Sultan diese Erzählung vernahm, brauste er auf, befahl, den Ritter zu fesseln, und bestimmte, daß er am nächsten Morgen

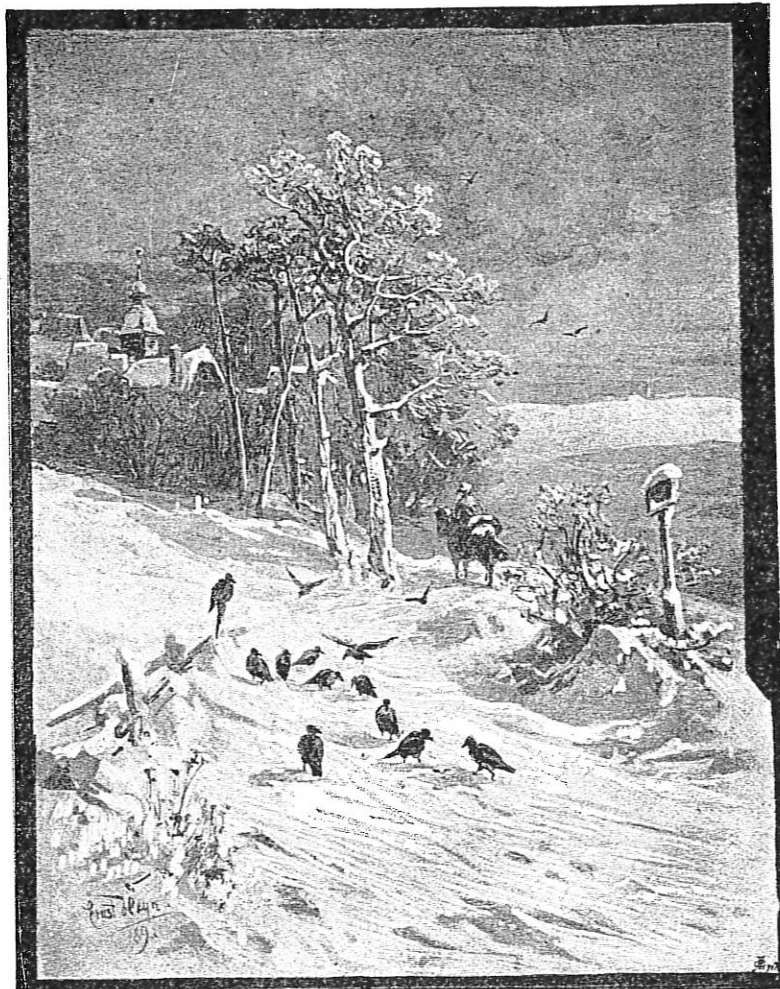
in aller Frühe sein Leben lassen müßte, denn er hätte gelogen. Vergebens beteuerte der Ritter seine Unschuld, er wurde in den Kerker geworfen, und bei Tagesanbruch holten ihn seine Genossen. Aber siehe, es war in der Nacht bitterkalt gewesen, und Reif bedeckte die Erde. Staunend erblickten die Genossen auf dem Wege zur Rittersitz die Erscheinung und sandten sofort einen Boten zum Sultan, ihm das weiße Wunder zu verkünden. Der Ritter aber erhielt seine Freiheit wieder und kehrte glücklich nach Deutschland zurück. Das „weiße Wunder“ hatte ihm das Leben gerettet.

Wer achtet bei uns viel auf das „weiße Wunder“? Höchstens beim ersten Schneefall des Winters wird das Flockengewirbel bewundert, auch wohl die einzelnen Kristalle ein wenig mit Staunen betrachtet, aber dann gehen die Menschen achtlos an Schneegebilden, Reif und Eisblumen vorüber. Es ist ja so selbstverständlich, daß es im Winter reißt und schneit — wer wird darauf noch besonders achten! Unwirsch schüttelt man den Schnee von sich ab und tritt ihn nicht ohne Mißbehagen mit den Füßen.

Und doch sind und bleiben Schnee und Eis ein Wunder, wohl wert, daß die Menschen es öfter genau ansehen. Man hat freilich schon in der Schule gelernt, daß der Schnee aus Kristallen besteht, aus sechsstrahligen Sternen, sechsseitigen Täfelchen und sechsflächigen Säulchen, dabei so zart, so klein und so vergänglich wie ein Nebelgebilde, und doch auch wieder so massig und kompakt wie Schanzen und Mauern. Aber welche Fülle von Schönheit und Gedankennahrung läßt sich der Mensch entgegen, der die Welt der Flocken nicht näher ansieht! Wie es am Firmament Millionen verschiedenartiger Sterne gibt, so gibt es im Schnee Hunderte von verschiedenen Sternen, Säulchen und Plättchen, und es gibt wieder Hunderte von Verbindungen und Verwachsungen dieser verschiedenen Formen. Man sollte sich einmal die Mühe machen und die Schneekristalle mit der Lupe betrachten, natürlich draußen im Freien. Man wird nicht Worte finden können, sein Staunen auszudrücken über die Fülle an kleinen und kleinsten Kunstwerken und die abwechslungsreichste Mannigfaltigkeit der Formen. Gelehrte haben über tausend verschiedene Kristallformen festgestellt, in denen der Schnee auftreten kann. Da sind Sternchen mit sechs glatten Strahlen, andere, deren Strahlen gefiedert sind, Plättchen von der Form einer Bienenwabe, andere, deren Inneres freigelassen ist, so daß sie kleinen zarten Rädchen gleichen oder einem Stidereimuster. Man nennt solche Gebilde Kristallskelette. Da gibt es tausenderlei zu sehen, und jede neue Form macht neue Freude. Liegt hier aber der Gedanke an den Schöpfer und Bildner dieser vielen weißen Wunder fern? Zeigt er dem kleinen Menschengesichte nicht handgreiflich, daß noch ein ganz anderer, unendlich größerer, erhabener Geist im Weltall waltet und regiert, der selbst das Unscheinbarste, Leblose, Winzige formt und gestaltet zu seiner Ehre und nach seinem Wohlgefallen?

Man darf auch sinnend vor den Eisblumen am gefrorenen Fenster stehen, die langen scharfen Nadeln der Eiskristalle betrachten, die wunderbaren Blumen und Muster, zu denen sie sich zusammenschließen. Und man kann sie vor den eigenen

Augen entstehen sehen: man braucht nur die Fensterscheibe anzuhauen, und bald wird man hier ein Nadelchen und dort einen Strahl hervorschießen sehen, und darum gruppieren sich neue Strahlen, schließen sich zusammen, umschlingen sich und bilden immer neue Eisblumen. Und die unscheinbaren Eisblumen am Fenster oder die gering geachteten Schneekristalle leiten unsere Gedanken hinüber zu den tiefsten Fragen, die den Menschen bewegen können, zu den Fragen nach dem Ursprung und den Grenzen des Lebens. Das sind Dinge, über die uns unsere Schulweisheit nicht aufgeklärt hat, die uns aber immer und immer wieder entgegentreten. Ist Leben in den Tau-
tröpfchen, aus denen der Reif hervorstößt, um Gräser und Bäume zu schmücken? Ist Leben in den Wasserdampfbläschen



Weg und Steg verschneit.

der Luft, aus denen die Schneekristalle geboren werden? Ist Leben in dem Hauch am Fenster, aus dem wir die schönsten Eisblumen hervorstößt sehen? Oder sollen wir das Lob des Eises noch weiter singen, das der Jugend und den Erwachsenen Bahnen des Vergnügens und der Gesundheit bereitet, oder das Lob des Schnees, wie er als Freund des Landmannes und Beschützer der Pflanzen die Saaten vor der Würede des Frostes bewahrt? Oder gar seine Macht beschreiben, wenn die winzigen, zarten, vergänglichen Gebilde sich vereinigen und dann, zu ungezählten Millionen verbunden, die stärksten Bäume zu Boden brechen, wie sie, als Lawinen in Bewegung gesetzt, ganze Ortschaften vernichten und, als Wehen aufgetürmt, ganze Bahnstrecken vergraben, ja, den Handel und Verkehr ganzer Länder blockieren?

Fürwahr, man würde kein Ende finden, wollte man das Lied des Schnees recht singen! Hier berührt sich das Kleinste und das Größte, das Zarteste und das Gewaltigste, und das „weiße Wunder“ ist ein unerforschlich Ding. So vielgestaltig seine Formen, so unermesslich ist sein Reich, so wohlthätig und so erschrecklich sein Wirken. Ja, die Fragen des tiefsten Weltverstehens sind mit dem Schneewunder verbunden! „Gleichwie

der Schnee vom Himmel fällt, soll das Wort, so aus Gottes Munde gehet, auch sein!“ (Jes. 55, 10.) „Er gibt Schnee wie Wolle“ und „Hagel und Schnee, die sein Wort ausrichten“ (Ps. 147 und 148). „Bist du gewesen, da der Schnee herkommt?“ (Joh. 38, 22.) „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden“ (Jes. 1, 18). „Wasche mich, daß ich schneeweiß werde!“ (Ps. 51, 9.) w.



Wilde Wogen.



Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Ernst Evers.

4. Fortsetzung.

„Und in dieser Schar befand sich mein Sohn?“

„Ja, Peter Steffens, als ich zwar widerwillig, aber ohne Widerrede ihnen das Abendbrot bereitet hatte und sie nun dem Bier wacker zugesprochen hatten, da hörte ich Deinen Namen aussprechen und wurde aufmerksam auf ihre Rede; und bald vernahm ich, daß sie den jüngsten ihrer Genossen mit dem Namen Tete Steffens anredeten. Als nun der junge Bursch, der es noch nicht gelernt hatte, dem Bier in gleicher Weise zuzusprechen wie die andern, hinausgetreten war und zum Sternenhimmel hinaufschaute, da machte ich mich an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte ihn, ob ich ihn nicht im letzten Herbst mit seinem Vater, dem ehrenwerten Peter Steffens aus Zetenbüll, auf dem Ijehoer Ochsenmarkt gesehen hätte. Er fuhr zusammen, stammelte einige Worte und wollte meiner Frage ausweichen; ich aber ließ ihn nicht fahren, und als ich ihm ernster zusehte, sagte er mir, daß er des ehrenwerten Peter Steffens Sohn sei, daß er aber nach größerer Ehre durstig sei als bei seinem Vater Ochsen zu treiben, und daß er sich deshalb aufgemacht habe, den Ruhm da zu suchen, wo er zu finden sei. Als ich ihn nun fragte, ob er etwa mit Bewilligung seiner Eltern in den Krieg ziehe, oder ob er nicht vielmehr, da er zum Schwert gegriffen habe, seinen Eltern eine tiefe Wunde ins Herz geschlagen habe, da bebte er wieder unter meiner Hand, daß ich's deutlich fühlen konnte; aber als ob er des Gewissens Stimme durch trohige Worte zum Schweigen bringen müsse, so redete er, als wenn er im vollen Rechte wäre, und sagte mir, daß es die heilige Pflicht der Eltern sei, ihre Söhne hinzugeben, damit unserm Volke der Glaube der Väter bewahrt und der Friede wieder gewonnen werde. Die Bauern der Nachbarschaft hätten dem Vater auch schon solche Worte gesagt, und wenn er sie nicht hätte hören wollen, dann müsse das Kind wissen, wohin sein Weg gehe. Darauf erwiderte ich ihm, daß sein Weg auf seines Vaters Acker gehe, und daß er des vierten Gebotes nicht vergessen solle. Er aber sagte, daß sein Vater selber geäußert habe, daß der Acker ein unsicherer Besitz sei; der Kriegsruf aber sei dem Tapferen allzeit sicher, und überdies sei er jetzt zu groß und zu stolz geworden, um sich von der Ruhme schlagen zu lassen. So redete der Knabe — denn ein Knabe war's mehr als ein Jüngling —; ich aber dachte in meinem Sinne, daß ich dem Irrenden zurechtshelfen müßte mit sanftmütigem Geiste, und mahnte ihn an die Tränen, die seinetwegen jetzt geweint würden; aber als ich fortfahren wollte, entschlüpfte er mir und setzte sich wieder unter die Schar seiner Genossen. Er wagte aber das Auge nicht wieder zu mir aufzuschlagen. Ich überlegte bei mir, ob ich noch anderweitige Versuche machen solle, ihn auf den rechten Weg zu bringen; aber der Anführer jener Schar sah mir nicht danach aus, als ob er für verständige Reden ein Ohr haben werde. Als am andern Morgen der Knabe stolz auf seinem Rosse saß, um mit den Ge-

nossen gen Süden zu reiten, bin ich an ihn herangetreten und habe ihn noch einmal ans Elternhaus erinnert und ihn hingewiesen zu seinem Gott im Himmel und habe ihn gefragt, ob er nichts zu bestellen habe, wenn ich nun seinen Vater auf dem Herbstmarkt träfe. Da hat er schon das Auge von mir abgewandt, und ich hab's wohl gesehen, daß ihm die Tränen über die Wangen gerollt sind, und er hat zu mir gesagt, daß ich seinem Vater Grüße bestellen solle und ihm mitteilen möge, daß er ihm dort draußen keine Schande machen und daß er heimkehren werde, wenn er Ruhm erworben haben werde, und wenn der Friede werde erstritten sein. Die wilden Gesellen, welche meine und seine Rede halb verstanden hatten, spotteten sein, und der Anführer der Schar gab Befehl zum Abzug; und vorwärts ging's in die weite Welt hinaus. Ich habe es Dir berichtet, wie ich es erlebt habe, Peter Steffens; ja, ja, ich habe es mir gedacht, daß meine Worte Dir Stiche und Schwertstiche ins Herz sein würden, aber ich weiß, daß Du den kennst, der des Herzens Wunden heilen kann, und das will ich Dir auch noch bezeugen, daß das Verhalten Deines Kindes mir doch gezeigt hat, daß der irrende Knabe in seinem Herzen noch einen Schatz mitgenommen hat aus dem Elternhause in die Versuchungen des Lebens hinein.“

„Den er bald in der Gesellschaft der Lotterbuben verlieren wird,“ seufzte Peter Steffens.

Der starke Mann war zusammengebrochen, und das Seufzen und Schluchzen, welches tief herausdrang aus seinem verwundeten Herzen, war die einzige Rede, damit er dem Alten auf seine ernste Botschaft antworten konnte.

Paul Kilian tröstete den Betrübbten, so gut er es konnte, und ließ ihn dann allein im Dachkammerlein. Peter Steffens saß noch lange auf seinem Stuhle, hatte das Haupt tief gebeugt und hatte die Hände gefaltet.

8. Mitgegangen — mitgehangen.

Im Westfälinger Lande zwischen Lipptstadt und Soest zog eine Reiterschar des Wegs. Fast zweihundert wohlberittener und wohlbewaffneter Mannen mochte das Fähnlein zählen. Der Hauptmann und einer seiner Leutnants ritten an der Spitze der Schar.

„Wir werden dem Herzog Bernhard ein gutes Fähnlein zuführen,“ sagte der Leutnant, „ich denke, Hauptmann, daß des Hin- und Herziehens und des Werbens genug gewesen ist, und daß wir jetzt geradeswegs aufs Ziel können.“

„Sind wir nicht eilig vom Norden herniedergezogen?“ erwiderte der Hauptmann. „Vor einem Monat blickten wir in die Wogen der Nordsee, und in etlichen Tagen können wir Breitschiff erreichen und werden dem Herzog just willkommen sein, den letzten Sturm auf die Festung mit auszuführen.“

Der Leutnant machte ein unglaubliches Gesicht und sagte:

„Wenn wir in etlichen Tagen Breisach erreichen wollen, dürfen wir nicht lange rasten und müssen auf dem nächsten Wege durchs Ruhrtal über Urnsberg uns den Pfad suchen.“

„Das Ruhrtal soll greulich ausgeplündert sein,“ erwiderte der andere; ich denke, wir schlagen uns ostwärts und gehen an Dortmund vorüber; dort in der Gegend kenne ich Orte, in denen vor wenigen Jahren noch etwas zu finden war. Wir hätten im Holstenland besser Brandschäden müssen, damit wir dem Feldherrn mit Glanz und Geld hätten unter die Augen treten können. Was hilft es, daß unsere Krieger glatte Pferde führen, wenn sie selbst Hunger im Magen und kein Geld in der Tasche haben?“

„Wir müssen jetzt Geld und Speise nehmen, wo wir's finden.“

„Hm — durch die vielen Dörfer sind wir gezogen, in welchen wir nichts gefunden haben! Dort vor uns liegt wieder ein elendes Nest. Die Leute müssen Fleisch und Brot haben.“

„Laßt sie nehmen, was sie finden.“

Unterdessen war man ins Dorf eingeritten. Die niedrigen, strohgedeckten Häuser sahen öde und verlassen aus. Manches Haus hatte keine Tür, manches keine Fenster mehr. Hier und da war eine Wand eingestürzt, und am Dorfsteich lagen zwei Brandstellen, die offenbar schon lange als Trümmerhaufen gelegen hatten, und keine Hand hatte sich zum Neubau gerührt. Dichter Nebel wallte über die Straße und ließ das Bild in sehr trübem Licht erscheinen. Der Hauptmann stieß einen verbenen Fluch aus, rümpfte die Nase und sagte:

„Pfui, da sind wir noch hundert Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, und mir steigt es in die Nase, als wäre es Mosbergeruch.“

„Die Hütten scheinen mir auch eher Nester für Nachteulen und Unglücksraben zu sein als Wohnungen für Menschen.“

Während dieses Gespräches waren drei Krieger in eins der Häuser getreten, kamen aber schleunigst wieder auf die Straße, und einer derselben, ein junges Bürschlein, kam mit seinem blassen Gesicht zum Hauptmann und meldete, daß er drinnen etwas Entsetzliches gesehen habe.

„Ei, Du kleines süßes Mutterkind, bist ein rechtes Milchgesicht geworden drinnen in der Hütte; Deine blassen Wangen glühern wie Schafskäse. Mein Tete Steffens muß erst Pulver gerochen haben, eh' er ein Krieger wird! Was hast Du denn gesehen?“

„Leichen habe ich gesehen, die schon in Verwesung übergegangen waren, und als wir hinzutraten, flogen die Krähen aus dem zerschlagenen Fenster hinaus.“

„Wenn's weiter nichts ist, dann ist's nicht viel, was Du gesehen hast. Leichen habe ich schon in hohen Häufen liegen sehen, Du mußt noch manches lernen, eh' Du ein Held wirst! Geh wieder ins Haus und untersuche die Kasten und Schränke.“

„Herr Hauptmann — —“

„Du zögerst, Bursche? Vorwärts, sag' ich. Gehorsam ist des Christen Schmuß, und Du rühmst das Christentum aus Deiner Eltern Haus? Vorwärts, sogleich! Und wenn die Schränke sich nicht von selber öffnen wollen, dann schlägst Du sie mit dem Gewehrkolben ein. Nur immer drauf! Ein junger Mensch muß sich die Hörner ablaufen, sagte der Ziegenbock, als er gegen eine Mauer anrannte, die ihm nicht aus dem Wege gehen wollte.“

Tete Steffens zitterte am ganzen Leibe, aber er

wagte dem Hauptmann keinen Widerspruch entgegenzusetzen. Dieser schien es auf den Buben abgesehen zu haben. Wollte er ihn stählen und stärken für den Kriegsdienst? Oder wollte er nur seinen rohen Scherz mit ihm treiben? Er ließ den jüngsten Helden seiner Armee, wie er den Knaben nannte, meistens in seiner Nähe weilen, er gab ihm oft recht schwierige Aufträge, behandelte ihn bald wie einen alten Krieger und bald wie ein Kind.

Tete Steffens band sein Pferd an einen Baum und ging wieder ins Haus. Einer der Krieger wollte ihm folgen, der Hauptmann aber rief denselben zurück und sagte: „Ein junger Held muß Erschlagene sehen und allein seine Taten ausführen können.“

Aber schon nach wenigen Minuten kam der Knabe zurück und meldete, daß in dem Hause weder Risten noch Rasten zu finden seien, und daß die Hütte jedenfalls schon vor etlichen Monaten völlig ausgeplündert sei.

Der Hauptmann schaute um sich und sah sich die eine Hütte an und die andere; aber das Dorf schien ausgestorben zu sein. „Dort drüben scheint mir das Pfarrhaus neben der halben Kirche zu liegen,“ sagte er. „Die Pfarrer und die Räten haben ein zähes Leben, und wegn's ein katholischer Pfaff ist, dann hat er außer dem eigenen Leben auch noch Wein im Keller und Speck im Rauchfang. Die zehn jüngsten vom Fährlein sollen mir helfen, ein Heldenstücklein an dem Pfaffen auszuführen.“

Sie ritten an der Kirchhofsmauer entlang und kamen auf den Pfarrhof, während die Schar der übrigen Krieger sich im Dorfe zerstreute, um die verfallenen Hütten zu durchsuchen.

Die Tür des Pfarrhauses wurde ihnen von einer hageren Gestalt mit blassem Antlitz geöffnet.

Es war der evangelische Pfarrer, welcher sie begrüßte. Er hielt an seiner Hand ein blaßes, zitterndes Mägglein, welches zwölf Jahre zählen mochte.

„Ich bitte um Gnade für mich und für mein Kind,“ sagte der Pfarrer. „Zweimal sind vor einem halben Jahre große



Passionsbild.



Für die „Abendschule“ von Gustav Grönlund.



Dumpfe Hammerschläge dröhnen
Um die neunte Morgenstund',
Und es klingt wie banges Stöhnen
Auf des Hügel's Felsenrund.

Menschenhand, von Haß getrieben,
Christum an das Fluchholz schlägt,
Der zum Danke für sein Leben
Eine Dornenkrone trägt.

Horch, des Flehens Worte schallen
Von den Lippen, blutentleert:
„O vergib doch, Vater, allen
Diesen Menschen, wahnbetört!“

Plötzlich, trotz des Mittags Stunden,
Nacht auf Volk und Hügel fällt,
Und, in tiefster Seel' empfunden,
Wang ein Schrei zum Himmel geht:

„Warum hast du mich verlassen,
Gott, mein Gott, in dieser Not?“
Und er ringt, ihn zu umfassen,
Im Gehorsam bis zum Tod.

Heller Glanz der Sonnenstrahlen
Zerst die Finsternis durchbricht,
Sel'gen Frieden still zu malen
Auf sein sterbend Angesicht.

Siegreich seines Vaters Händen
Nun befiehlt er seinen Geist, —
Er vollbracht, was zu vollenden;
Und der Geist auf Christum weist!

Kriegerscharen vom Elsaß und vom Oberrhein her durch unsere Gegend gezogen, und dann sind die Hungernot und die Pest gekommen und haben uns alle — alles genommen. Mein Weib und drei Kinder habe ich ohne Sang und Klang, ohne Sarg und Leichentuch in die Tiefe gesenkt, nachdem ich ihnen mit eigener Hand das Grab gegraben hatte."

"Was geht's uns an?" fuhr ihn der Hauptmann an. "Uns kümmert's nur, was Du jetzt noch im Hause hast; und wissen wollen wir, wo Deine Gemeindeglieder ihr Geld, Fleisch und Brot versteckt haben."

"Habt Mitleid mit uns, Herr Hauptmann; von meinen Gemeindegliedern sind keine zwanzig übrig geblieben, und Geld und Fleisch haben wir schon seit Wochen nicht mehr gehabt."

"Lüg' nicht, Pfaff," fuhr der Hauptmann ihn an; "Du hast kein Fleisch? Geh' ich nicht drüben die Ziege, der Du eben den Strick gelöst hast, durch den Garten springen?"

"O Herr," seufzte der Pfarrer, "laßt die Ziege leben; ihre Milch ist die einzige stärkende Nahrung für mein einziges Kind. Wenn Ihr mir die Ziege nehmt, tötet Ihr mein Kind."

"Bindet ihn," rief er den Kriegern zu, "bindet ihm die Hände auf den Rücken; und wenn er nicht reden will, dann steckt ihm ein Sperrholz ins Maul, daß er auch nicht schreien kann."

Dem Pfarrer glitten die Tränen über die bleichen Wangen; das Kind hatte sich an den Vater geschmiegt und weinte bitterlich, konnte aber vor Schluchzen kein Wort herausbringen.

"Will die Sippe heulen, so soll sie auch wieder lachen," schrie der Hauptmann.

Sie hatten den Pfarrer niedergeworfen und ihm Hände und Füße gebunden, aber ein Sperrholz fanden sie nicht.

"Nachend soll er uns beichten," rief der Hauptmann. "Reißt ihm die nackten Füße mit angefeuchtetem Salz und holt die Ziege herein, daß sie es ihm ablecke. Ei, das soll ihn kitzeln, daß er mit Frohlocken alles bekennet, was er auf dem Herzen hat."

Sie hatten das Kind von dem Vater hinweggerissen; zitternd und weinend war das Mädchen in der Ecke des Zimmers hingefunken; ihm bebten die Lippen, es wollte reden, aber es brachte vor Angst kein Wort heraus. Die Füße des Pfarrers waren auf einen Schemel gelegt; der Körper des Mannes lag auf dem Fußboden, wenn sich derselbe rührte, dann gab's Stöße mit dem Gewehrkolben.

Die rohen Gesellen holten Salz aus der Küche, zogen dem Pfarrer die Schuhe aus und bestrichen ihm die Fußsohlen mit angefeuchtetem Salz; dann und wann zog er die Füße hinweg.

"Bindet ihn fester," befahl der Hauptmann; "hierher den Strick, daß er die Kniee nicht rühren kann! Wer den Hals nimmt beim Schwanz, hat ihn weder halb noch ganz; so fest muß er geschnürt werden, daß er sich nicht rippelt noch rührt. So ist's gut. Nun holt die Ziege heran, und der Kerl, der seiner Gemeinde gegenüber ein Sauertopf gewesen ist, soll mit Mund und Nase lachen, und da er seiner Gemeinde nur Eßig in den Milchtopf gegossen hat, soll er uns erzählen, wo er seinen Wein und Honig versteckt hat."

"Ich will alles sagen," seufzte der Gefesselte.

"Holt die Ziege," rief der Hauptmann.

Glücke der Soldaten eilten hinaus; aber die Ziege schien ihr Schicksal zu ahnen und eilte in mächtigen Sprüngen kreuz und quer. Der Hauptmann trat vor die Tür und schaute der Treibjagd zu. Tete Steffens hatte sich, als man den Pfarrer band, beiseite geschlichen, er trat jetzt an des Pfarrers Tochter heran und fragte sie: "Wie heißt Du?"

"Ich heiße Martha. O bitte, junger Krieger, helft uns, bitte, schützt den Vater; wenn sie ihn töten, habe ich nicht Vater noch Mutter mehr."

Als das Kind den Namen nannte, waren ihm flugs die Tränen über die blassen Wangen geströmt. Scheu hatte er sich nach dem Hauptmann und den übrigen Kriegern umgeblickt; nur ein einziger der Genossen war bei dem gefesselten Pfarrer zurückgeblieben, ein junger Bursche, dem auch noch nicht das Herz in der Brust in dem wilden Kriegsleben zu einem Stein geworden war.

"Können wir dem armen Pfarrer und seinem Kinde nicht helfen?" fragte schüchtern Tete Steffens. "Wenn wir den Unfern einen guten Raub nachweisen und sie vom Pfarrhaus ab-leiten könnten!"

"O," sagte die Martha, "drüben hinter den alten Weidenbäumen, abseits vom Wege wohnt der Scheffelfriß, der den ganzen Ofen voll von frischem Brot hat."

"Das ist gut," sagte der Krieger; und der Tete jagte wie ein gehektes Wild hinüber zu den alten Weidenbäumen, fand auch auf freiem Felde hinter einem hohen Erdwall einen Backofen, und ein lieblicher Duft stieg ihm in die Nase. Die Jagd nach der Ziege zog die Krieger im Bogen auch um den Backofen herum, so daß der Hauptmann, als er den Tete dahereilen sah, der Meinung war, daß er die Ziegenjagd mitgemacht hätte. Dem Buben war das Herz in der Brust sehr schwer, und die Tränen wollten immer wieder mit Gewalt hervorbrechen; aber er bezwang sich, steckte dem Hauptmann gegenüber ein lustiges Gesicht auf und meldete, daß er einen feinen Fund gemacht habe, denn drüben habe er einen Backofen entdeckt, und es sei ihm ein feiner Geruch in die Nase gestiegen. Der Hauptmann hatte sich halb von der Wahrheit dieser Meldung überzeugt, und da er sah, daß die Jagd erfolglos verlief, da auch von der andern Seite des Dorfes der Leutnant mit seiner Kriegerschar zurückkam und meldete, daß nichts Eßbares zu finden sei, so überließ er den Pfarrer seinem Schicksal. Als die Martha keinen Krieger mehr sah, löste sie dem Vater die Bände. Die beiden eilten über den Kirchhof und verbargen sich im nahen Walde so lange, bis sie sicher sein konnten, daß die rohe Binde davongezogen sei.

Der Hauptmann aber stand vor dem Backofen und freute sich offenbar schon auf die gute Beute. Aber der Besitzer des nahen Hauses hatte das Weite gesucht und hatte wohlweislich vorher vor das Ofenloch eine starke Holzbohle gelegt und diese mit starkem Schloß und Riegel versehen und versichert. Die Krieger versuchten das Schloß abzubringen, aber dasselbe widerstand ihren Bemühungen, sie suchten das Holz mit den Schwertern zu zerhacken, aber auch dies gelang ihnen nicht; schließlich hob einer der Männer den Riegel mit Hebelgewalt aus der Mauer; aber auch jetzt war guter Rat teuer, denn der Schieber, mit welchem das Brot in den Ofen und aus demselben gebracht wurde, war nirgends zu finden, und der Ofen war noch heiß. Als man aber seinen Inhalt untersuchte, da stellte sich heraus, daß wenigstens vorne der Ofen nicht mit Brot, sondern mit Obst gefüllt war. Aber wer sollte den weiteren Inhalt untersuchen, wer sollte die Schätze ans Tageslicht befördern?

Der Hauptmann sah sich nach dem Schieber um, da fiel sein Blick urplötzlich auf den Tete Steffens, und ein rohes, wildes Lachen zog ihm über die Lippen: "Man soll den guten Rat nur nehmen, wo er zu finden ist; hast Du den Ofen gefunden, so sollst Du auch das Brot holen; Kalbfleisch — Halbfleisch, das muß gebört werden, wenn's dauern soll."

Mit solchen Worten packte er den Knaben am Kragen, schob ihn in den Ofen hinein und rief höhnlachend: „Nun hol's heraus aus der Finsternis wie das Gold aus dem Bergwerk.“

„Ich halt's nicht aus,“ schrie der Tete; „hier drinnen ist eine Gluthitze. Es sticht mich so sehr im Halse.“

„Laß 's stechen, Junge, 's wird Dir wohl eine Biene in den Hals geflogen sein; der Honig ist nicht weit vom Sta-
schel, lecke nur nach den Süßigkeiten aus und gib uns unser Teil ab. Wirf her-
aus, Bube, oder ich lasse den Ofen wieder
schließen und lasse Dich braten wie
Backobst.“

„Ich erstick.“

„So halte den Kopf in den Nacken wie ein altes Huhn, wenn's säuft.“

Der Tete folgte dem Rat, merkte aber bald, daß er es eher aushalte, wenn er das Haupt beuge, als wenn er's erhebe, und als er nun mit tief gesenktem Haupt weiter kroch, da war's ihm möglich, den Auftrag auszuführen, und allmählich beförderte er das Obst zum Ofen heraus; Brot aber war nicht darin. Die Krieger fluchten und wetterten, der Hauptmann aber lachte, als der Knabe mit seinem blutroten Gesicht wieder ans Tageslicht kam, und meinte, wenn der Bube mit solch glühenden Wangen den Däsen seines Vaters begegne, dann würden die Tiere gar wütend werden.

Weil aber die Dörfer in dieser Gegend völlig ausgeplün-
dert und zum großen Teile verödet und ausgestorben waren, beschloß der Hauptmann, sich westwärts zu wenden. Der Leutnant und der Junker stellten ihm vor, daß man noch über fünfzig Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt sei, und daß man eilen müsse, wenn man bei Breisach noch Ruhm und Beute ernten wolle; aber der Hauptmann wollte lieber selber Feldherr sein, als sich unter eines Feldherrn Fahne stellen.

Derweil wurde das Herbstwetter immer schlechter, die Quartiere aber wurden nicht besser. Als sie in Unna Quartier genommen hatten, legte der Tete Steffens sich todmüde neben seinem Pferde im Stall nieder; er schlief aber nicht, er sah, so-
halb er die Augen schloß, die hagere Gestalt des Pfarrers neben
sich auf dem Boden liegen, er sah des Mannes blasse Wangen,
er hörte die Stimme, welche rief: „Erbarmen — Erbarmen!“
Und dann sah er das leichenbasse Kind, des Pfarrers Martha;
ja, Martha hieß das Kind. Welche Predigt voller Fragen und
voller Mahnungen hielt ihm dieser Name! Martha! Martha!
O du Schwesterherz, wie habe ich dich so lieb gehabt, wie haben
wir so treulich Hand in Hand gegessen unter dem großen Apfel-
baum im Tetenbiller Kirchenhof. Martha, — Martha, mir
ist's, als ob du mich zurückrufst ins Elternhaus, ans Vaterherz.
Ja, am Elternherzen, da ist der schönste Platz auf dem ganzen
weiten Erdenrund. Aber will ich nicht Ruhm und Ehre ge-
winnen? Das kann ich nimmer daheim im Elternhaus. Ach,
was er bis jetzt vom Kriege gesehen hatte, das sah nicht danach
aus, als ob an diesem Wege die Lorbeeren wüchsen, und seine
Kriegsgenossen hatten bisher viele Schandtaten, aber keine ein-
zige Ruhmestat vollführt.

Er hat die Augen geschlossen, denn er ist todmüde, aber er
kann nicht schlafen, er muß weinen, immerdar weinen muß er.
Im Weinen aber ist er zuletzt doch eingeschlafen. Aber ihm
ist's gewesen, als ob er in der finsternen Nacht eine lichte Gestalt



Bestimmung.

Mit wichtigen Schritten und zornigem Blick
Durchleitet das Weltall jetzt das Geschick.

Und too nur immer sein Schritt ertönt,
Da zittert die Erde und bebet und bröhnt.

Es führt im Gefolge Hunger und Not,
Und seine Begleitung ist Elend und Tod.

Es kennt kein Erbarmen, es schreitet voran
Durch Länder und Meere auf blutiger Bahn.

Und nimmer es ruhet, bis daß es vollbracht
Das Werk der Zerstörung mit zwingender Macht.

Nicht Worte der Mächtigen halten es auf,
Und keiner der Sterblichen hemmt seinen Lauf.

So schreitet tragisch jetzt das Geschick
Durch unsere Zeiten mit zornigem Blick.

Bis er, der da herrscht über Himmel und Welt,
Die Hand ihm gebietend entgegenhält.

habe an seinem Lager stehen sehen, die hatte ein kindes Auge
und ein liebliches Antlitz, als wäre es seiner Mutter Angesicht,
und das Antlitz neigte sich zu ihm hernieder und küßte ihn. Da
ist er aufgewacht. Es stand aber niemand an seinem Lager —
niemand als sein treues Roß. Und als er wieder einschlief,
hörte er fortwährend eine Stimme rufen: „Rehr' heim! Rehr'
heim!“ Er aber antwortete: „Ich bin ein Krieger und muß
Schlachten gewinnen und Ruhm und Ehre ernten, und wenn
ich ein berühmter Mann geworden bin, dann will ich heim-
kehren.“

Als der Morgen graute, gab der Trompeter das Signal
zum Satteln und Aufstehen. Wieder ging's westwärts, dorthin,
wo der Hauptmann vor etlichen Jahren die reichen Dörfer
Mengebe und Castrop kennen gelernt hatte. Aber auch hier
fand man nichts als Trümmerhaufen, und als man an der
festen Burg Bobelschwingh vorüberritt, da stieg aus den Schieß-
scharten der alten starken Mauer ein grauer Dampf auf, und
die Kriegerschar wurde mit einer guten Geschüßsalbe begrüßt.
Nun waren zwar die edlen Herren von Bobelschwingh ein Rit-
tergeschlecht, das dem evangelischen Glauben mit fester Treue
zugetan war, und der Hauptmann von Güterode polterte ge-
waltig über solche Art und Weise, seine Freunde und Kampf-
genossen zu begrüßen, aber er sandte keinen Gegengruß zur
Burg hinüber, sondern zog mit den Seinen südwärts, erreichte
Böchum und brandschatzte in der Abenddämmerung etliche wohl-
habende Einwohner, zog aber schleunigst weiter und schien nun
wirklich die Absicht zu haben, dem Herzog Bernhard die gesam-
melten Streitkräfte zuzuführen. Derweil war der Dezember
ins Land gekommen. Derselbe hatte eine kalte Hand wie der
Tod und eine Tränenfistel, also daß die Krieger, wenn sie am
Morgen ausritten, durchnäßt waren, ehe sie eine Meile zurück-
gelegt hatten. Einmal hatte man drei Tage Rast gehalten, aber
wo man Pferde und Menschen unter Dach bringen wollte, da
pfiß der Wind durch die Mauerspaltten, und der Regen fand
auch Schlupflöcher, durch welche er stromweise sich Bahn brach.
Elend fand man genug, Brot fand man wenig, Fleisch fand
man gar nicht mehr. Die Pferde wußten auch kaum mehr, wie
der Hafer schmecke, und wieherten lustig, wenn sie am Abend
ein Bündlein Heu oder Stroh in der Krippe fanden, und wenn
sie ihrem Herrn ein Stückchen Pumpernickel aus der Hand fres-
sen durften.

Hie und da war einer der jungen Burschen krank im Stroh
liegen geblieben; sein Pferd hatten die abziehenden Krieger mit-
genommen, der Hauptmann hatte ihm den Weg bezeichnet, den
er ziehen wolle, und hatte ihm befohlen, nachzukommen, nach-

dem er sich ein Pferd gestohlen habe. Von den Zurückgebliebenen hat aber niemand das Fähnlein wieder erreicht.

Auch der Zete Steffens schaute drein wie das wandelnde Glend, und die Backenknochen traten über den blassen Wangen stark hervor. Manchmal hätte er neben seinem Roß im Stroh liegen bleiben mögen, aber man hatte ihm gesagt, daß man das Heer des Herzogs in wenigen Tagen erreichen werde, und unter dem Helben wollte er kriegen und siegen, um selbst ein Held zu werden. Freilich war's ein harter Schlag für sein kampflustiges und ruhmduftiges Herz, als die Meldung kam, daß Breisach nach viermonatlicher Belagerung dem Herzog die Tore geöffnet habe, aber es war eine Entschädigung für solche Enttäuschung, als es hieß, daß man am nächsten Tage unter des Herzogs Fahne stehen werde.

Um die Zeit des Christfestes war's. Die Weihnachtsglocken läuteten nicht, weil weit und breit die größte Zahl der Kirchtürme in Trümmern lag; wo dieselben aber noch himmeln wiesen, da waren die Glöckner entweder gestorben oder entflohen.

Ein milder und sonniger Tag war's. Da erschien der Hauptmann von Güterode mit seiner Schar vor dem Stadttor von Breisach. Der Herzog hielt just Musterung über einen Teil seiner Truppen, und da ihm gemeldet wurde, daß ihm ein Rittersmann ein Fähnlein junger, mutiger Reiter zuführe, kam er selber dahergesprenkt, denn er konnte gerade frisches Volk gebrauchen, um die eroberte Festung gegen Freunde und Feinde zu behaupten.

Da ist er, der jugendliche Held, der kluge und mannhafte Heerführer! Wie sieht er so hoch zu Roß, und wie schaut er mit seinem dunklen, funkelnden Auge so mutig und stolz darein! Dem Knaben bebte das Herz, als er den Felbherrn sah, ihm leuchtete das Auge. Mit ehrerbietigem Gruße ritt der Hauptmann von Güterode dem Felbherrn entgegen. Dieser aber schien ihn nicht gerade freundlich zu empfangen, stellte offenbar ein Verhör mit ihm an, musterte dann mit scharfem Auge die mageren Pferde und die blassen Angesichter der Reiter, schaute noch einmal mit durchbringendem, mißtrauischem Blicke den Hauptmann an und befahl ihm, vorläufig in einem halb zerstörten Dorfe südlich von der Stadt Quartier zu beziehen. Da lagen sie nun in den Winterquartieren und mußten, um Nahrung zu suchen für Menschen und Roße, weit hinausstreifen, und warteten Woche um Woche und Monat auf Monat auf den Ruhm, der nicht kommen wollte.

9. Ein Löwenherz und ein Hasenherz.

Die Störche und Schwalben zogen wieder ins Land, und Bäume und Sträucher trieben Knospen. Das Kriegsglück war halb diesem Felbherrn hold, halb jenem. Die Franzosen wädhnten, daß der Herzog Bernhard alle gewonnenen Lande ihnen übergeben würde; der Herzog aber wollte lieber selbst behalten, was er mit seinem Schwerte erobert hatte, und war am allerwenigsten gesonnen, deutsche Lande an Frankreich zu überliefern. Am schönen Rheinstrom hatte er mit seinem Heere das Lager bezogen; große Pläne wogten in seinem Kopfe hin und her. Der umsichtige und kraftvolle Baner führte als schwedischer Felbherr den Krieg gegen den Kaiser im Südosten des deutschen Vaterlandes. Derselbe hatte seine Heere von Mecklenburg und Pommern nach Sachsen und Böhmen hinuntergeführt. Wohin sein hungriges, raubgieriges Heer seinen Fuß setzte, da brachte es Feuer und Verwüstung mit. Vom Berge hernieder sah man dann und wann in den Tälern und an den Bergthalben wohl an hundert Stellen die wilde Lohe aufflam-

men, und die Flammen, welche die Dächer in den Dörfern und Schlössern zusammenstürzen ließen, meldeten es über Berg und Tal: Die Schweden sind hier! Immer weiter drang Baner gen Süden vor. In die kaiserlichen Erblande wollte er den Krieg hineinwerfen. Boten waren gekommen vom Herzog Bernhard und hatten die Meldung gebracht, daß der Eroberer von Breisach sich rüste, gegen die Donau zu ziehen, und daß man mit vereinten Kräften die Kaiserlichen aufs Haupt schlagen wolle, um ihnen dann den Frieden zu diktiert.

Im Rheinland hatte der Kaiser verhältnismäßig geringe Heerscharen stehen; eine Schlacht wagte man dem Herzog nicht anzubieten, und auch der Herzog suchte seine Leute so viel als möglich zu schonen, um sich später mit voller Kraft auf den Feind werfen zu können. Dann und wann, sonderlich wenn die Reiter ausschärmten, um zu fouragieren, gab's ein Scharmügel, und der eine färbte die dunkle Erde mit seinem Blute und der andere.

Wilde Kriegsgesellen waren die Kaiserlichen, just so wild wie des kühnen Herzogs Krieger und wie die gefürchteten Schweden. Dort an der Schweizergrenze, so nah, daß man die Dürme von Basel herüberwinken sah, hatte in einem stillen Dorfe eine kaiserliche Reiterchar Quartier genommen. Unter der Dorfllinde, die ihr schattenreiches Laubdach weit ausspannte, saßen die Krieger hinter mächtigen Krügen, die mit jungem Wein gefüllt waren. Die Sonne leuchtete hell ins frische Grün, und die Lerche jubilierte unter dem blauen Himmel. Die Krieger saßen um einen aus Tannenholz roh zusammengezimmerten Tisch. Der graubärtige Hauptmann schlug mit dem Schwerte auf die Bretter und wandte das Auge hin zu einem jungen Burschen, der hinter ihm stand.

„Häschen, hole Most und fülle die Krüge,“ rief er mit rauher Stimme.

„Der Wirt hat nicht Wein noch Most mehr,“ erwiderte der Bursch.

„So gehe ins Dorf und suche und bring's her, was Du an Eßbarem und Trinkbarem findest.“

„Herr Hauptmann, das ganze Dorf ist durchsucht.“

„Nimm die beiden Jüngsten vom Fähnlein mit Dir und suche, bis Du findest. Hörst Du, Häschen?“

Der Bursch verbeugte sich, winkte etlichen seiner Genossen und entfernte sich.

„Guer Junker scheint geschmeidig zu sein wie ein Zwirnsfaden,“ sagte lachend ein Offizier, der erst vor wenigen Tagen mit einer Reiterchar von Ulm herüber gekommen war. „Woher stammt das Burschen?“

„Hm, wenn mir nicht die Rehle bei der Geschichte zu trof-fen würde, dann würde ich es Euch erzählen.“

„Ihr dürft Euch kurz fassen. Der Herr Junker zählt noch keine zwanzig Jahre, seine Lebensgeschichte wird wohl noch nicht so lang und kraus sein wie verworrenes Garn.“

„Ja, das Burschen ist mir allem Graubart ans Herz gewachsen, ich hätt' ihn sonst längst zum Fenster gejagt; denn der Bub paßt in den Krieg grad' wie der Schneider zur Löwenjagd, und doch hab' ich den Buben lieb. Das mag daher kommen, daß ich ihn mir eigenhändig erobert habe. Bald sind vier Jahre darüber verfloßen; es war an einem Herbsttag, der Sturmwind brauste und wetterte, als ob die wilde Jagd auf dem dunklen Gewölk dahergezogen käme. Droben in der Nordmark hielt ich mit meinen Mannen Umschau, dort, wo die Dänen und die Deutschen nebeneinander wohnen, und wo wir da-zumal, wenn wir unsere Füße bei den Bauern unter den Tisch steckten, noch gut saßen wie Israel bei den Fleischtöpfen Aegyptens.“

tenz. Durch das Städtchen Hufum waren wir gezogen und hatten am Meer, wo die grauen Wellen an die Deiche schlugen und an den Deichen nagen, ein fettes Ländchen getroffen, die Lundenberger Harde nannten sie die Gegend. Dort hatte ich beim Deichgrafen Lewsen Quartier genommen mit all meinen Leuten; ich erinnere mich daran, als wenn's gestern gewesen wäre; der alte Deichgraf trat uns entgegen, als wäre er ein Rittersmann, und er war doch nur ein schlichter Bauer, obwohl er den Titel eines Grafen trug. Sein stattlicher Hof lag auf einem Hügel mitten in der weiten Ebene und war mit einem breiten Graben umgeben; der Alte hätte am liebsten die Zugbrücke aufgezogen, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß wir sein Storchneß mit Sturm nehmen würden. Da wir nun aber drinnen waren, machte er gute Miene zum bösen Spiel. Ich trieb auch meinen Scherz mit ihm und kaufte ihm eins seiner feinsten Rosse für drei kleine Taler ab. Der Alte behauptete, daß er diesen Handel sein Leben lang nicht vergessen werde; ich aber werde auch in meinen alten Tagen jene Nacht nicht vergessen, die ich in der bauerlichen Ritterburg habe erleben müssen. Ja, ich habe gedacht, daß es uns an den Kragen ginge. Der Sturm piff in allen Tonarten vom tiefsten Baß bis zum höchsten Weibergeschrei hinauf, und die Wogen der Nordsee bäumten sich wie ein mutiges Roß und schäumten wie ein Pferd im heißen Kampfe; und bald hatten sie den Deich durchbrochen und brausten um den Hof. Da entstand ein Geschrei und Geklammer, daß ich dachte, die Welt werde untergehen; und mir altem Graubart, der ich hundert und etliche Male dem Feind ins Angesicht geschaut hatte, war zu Mute, als wenn ich mit allen Hunden gesetzt würde, und ich dachte, wenn's doch soll gestorben sein, dann wäre es mir lieber, wenn ich den blutbürstigen Schweden hätte entgegenziehen können, denn da hätte man doch noch einmal wacker dreinhauen können, aber gegen die wütende See nützt auch kein scharfes Schwert. Wir mußten uns ruhig in unser Schicksal ergeben und hörten von draußen dann und wann einen Hilferuf herein erschallen, aber es war stockfinstere Nacht, und die Laterne wehte uns aus, und die Wogen gingen über den Hügel, schlugen an das Haus und

führten die Leichen und Sterbenden an dem Hause vorbei. Es war eine Nacht, wie ich sie nur einmal in meinem Leben durchgemacht habe, ich habe auch keine Sehnsucht danach, sie noch einmal zu durchleben. Als sie aber vorbei war und die Wasser abgelassen waren, da habe ich vor der Hintertür des Hauses mein Häßchen gefunden. Als ich ihn da liegen sah, meinte ich, er sei mausetot, schüttelte und schüttelte ihn, stellte ihn auf den Kopf, daß ihm das Wasser aus dem Munde lief, und als ich so mit ihm hantierte, merkte ich, daß noch ein wenig Atem in der Lunge sei. Na, nach einer solchen Nacht fühlt man eben, daß man doch auch ein Mensch ist. Ich trug den Buben ins Haus und legte ihn ins Bett, und als die andere Nacht kam, da schlug der Bursch zum zweiten- oder drittenmal die Augen auf und fragte nach seinem Vater und nach seiner Mutter. Als ich mir aber den Buben bei Licht ansehen hatte, wußte ich, daß er ein feiner Bursch sei, und dachte, daß er ein richtiger Junker werden könne. Am nächsten Tage war mein Plan fertig. Der Bauer hatte genug da draußen zu beschäftigen und zu retten und hat's wohl kaum erfahren, daß ich einen Moses in seinem Hause geborgen hatte. Als ich aber meine Leute satteln und aufsitzen ließ, war mein Bursche so weit unter Kraft gekommen, daß er sich auf dem feinsten Roß des alten Deichgrafen, das ich für mein ehrliches Geld erworben hatte, zur Not allein halten konnte. Er wollte heim zum Vater und zur Mutter. Ich sagte ihm, daß ich ihn heimbringen werde, und ich dachte bei mir selbst: wo hat der Bursch denn sein Heim und seinen Vater? Hatte ich ihn mir nicht redlich erobert? Gehörte er mir nicht, da ich ihn gerettet hatte? Ja, das Zelt des Krieges wird in Zukunft sein Heim und sein Vaterhaus sein. Wir ritten gen Süden und stießen bei Magdeburg wieder zu den Unfern. Zwar sollte sich ein Donnervetter mit Hagelschlag über mich entladen, weil ich eine gute Weile mit meinen sechzig Reitern den Krieg auf eigene Hand geführt hatte, aber als ich den hohen Herren bewiesen hatte, daß ich statt der Schandmähren gute Rosse heimgebracht und meine Schar um etliche tüchtige Kerle vermehrt hatte, auch ihnen handgreiflich bewies, daß ich nicht mit leeren Taschen gekommen, ließ man mich unbestraft. (Schluß folgt.)

„Wie zu ihm Tag und Nacht rufen.“

Für die „Abendglocke“ von S. Mathie.

Unsere Zeit ist eine Zeit des Leichtsinns, eine Zeit der Gebetslosigkeit. Und der Krieg hat daran nichts geändert; nicht einmal in den Ländern, wo er nun schon vier Jahre tobt. Ein englischer Pastor schreibt: „Wir erwarteten am Anfang des Krieges, daß eine gründliche Erweckung in unserm Volke kommen würde; sie ist nicht gekommen. Das Volk ist heute so gleichgültig, so wenig besorgt um seine Seligkeit, wie am Anfang des Krieges.“ Wie es heute in Deutschland in diesem Stücke steht, wissen wir nicht. Hier in Amerika herrscht mit Allgewalt die sinnloseste Vergnügungssucht, obschon Gott auch unserm Lande das Menetekel mit Flammenschrift an den Himmel geschrieben. Es gibt wenige Leute, die den Ernst der Zeit verstehen; wenige, die ernstlich wachen und beten. Die große Mehrheit unserer Christenheit weiß überhaupt nicht, was beten ist. Viele beten nicht einmal mehr bei Tisch oder den Morgen- und Abendsegen. Was doch sogar die Heiden früher taten (Odyssee III, 45)! Was ein ständiges Gebetsleben, das „Veten ohne Unterlaß“, ist, wissen sie nicht. Und es steht mit uns Deutschen hier nicht anders als mit den Englischamerikanern. Wir können uns hier nicht in die Brust werfen und sagen: Gottlob, das gilt nur von ihnen!

Es gab eine Zeit um die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, da viel, auch in unserm Lande, gebetet wurde; wo Tausende Tag und Nacht zu Gott riefen um ihre und ihrer Mitmenschen Seligkeit. Damals blühte der Garten Gottes, und köstliche Düfte erfüllten ihn und strömten aus von demselben in alle Kreise des Erdreiches.

Damals war alles erfüllt von Missionsgeist, und man kannte keine seligere Freude, als für Jesus arbeiten und die Leiden seines Namens tragen. Ich weiß, was ich sage; denn ich habe mehr als 25 Jahre mit Fleiß die innere Geschichte der Kirche Christi, speziell des 19. Jahrhunderts, an Hand des Lebenswerkes der leitenden Arbeiter im Weinberge Christi erforscht; ich kenne nicht bloß dem Namen nach: Tobias Beck, Blumhardt, Büchsel, v. Below, Boos, Christlieb, Frommel, Kunde, Gofner, Harms (Claus und Ludwig beide), Hofacker, Knaf, Krummacher, Lohé, v. Mathusius, Tholud, Wilmar und Wangemann; Spurgeon, Geo. Müller, Livingstone, Paton, Cuyler, Finney, Cartwright und Tahlor; Wünger, Krämer, Walther und Wyneken u. a. Wer nur die äußere Kirchengeschichte kennt, kann selbstverständlich nicht urteilen, und wenn der sagt: „So haben Schwarzseher immer geklagt,“ so hat er eben — nichts gesagt!

Auch die Gründer unserer Union, die Pilgerbäter, waren treue Beter. Und sie wären wohl auch in den ersten schweren Jahren, als sie mit der bittersten Not, mit Krankheit und heimtückischen Indianern zu kämpfen hatten, verzagt zusammengebrochen, wenn nicht Gottes Wort und Gebet sie aufrecht erhalten. Und dabei waren die Leute in ihrer Armut noch immer am Danken, bald für das Indianerkorn, das ihnen zur rechten Zeit gesandt wurde von ihrem himmlischen Vater, bald für die Fische, „die ihnen der Herr im Frühling geschenkt“ hatte, bald für die Kürbisse, „womit der Herr sein Volk ernährte, bis sie Korn und Vieh reichlicher hatten.“ Alles

wurde mit Gebet geheiligt und kein Schritt unternommen ohne Gebet. „Die Ernte, eine Reise, Kälte und Hitze, alles war ihnen Ursache zum Gebet.“ Neue Farmen wurden vom Pastor mit Gebet „gesegnet“ („Blessing the Land“). Ihre Gottesdienste, die sehr treu besucht wurden, dauerten von drei bis fünf Stunden; die Predigten waren lang, die Gebete nicht kurz. „Wir hätten seinem Gebet noch eine Stunde zuhören können,“ schrieb ein Student von seinem Pastor, und der hatte doch fast zwei Stunden gebetet! „Vater Wilson“ in Boston pflegte immer zwei Stunden zu beten, und die Leute kamen bis zu 12 Meilen, um seine Gebete zu hören! Daß Gott seine Fürbitten erhörte, daran zweifelte niemand. Einmal wurde er sogar gebeten, aufzuhören um Regen zu beten, denn die Nachbarschaft sei schon überschwemmt.

Washington pflegte täglich eine Stunde, frühmorgens, dem Bibellefen und dem Gebet zu widmen, aber das war nicht sein einziges Gebet. Einst klopfte ein Besucher bei Lincoln an. Es war ein viertel zu fünf morgens. „Kann ich den Präsidenten sehen?“ fragte er den Türhüter. „Nein!“ lautete die Antwort. „Aber er hat mich auf heute morgen bestellt“, entgegnete der Besucher. „Auf welche Zeit?“ fragte der Diener. „Fünf Uhr!“ „Nun, er wird Sie um fünf empfangen.“ Der Mann wartete einige Minuten, da hörte er im Nebenzimmer jemand ernst sprechen. „Wer ist das?“ fragte er. „Das ist der Präsident,“ erwiderte der Türhüter; der pflegte, erklärte er weiter, von vier bis fünf morgens die Schrift zu forschen und zu beten. Man heißt Washington den Erbauer, Lincoln den Retter unserer Union; wären sie das geworden, ohne solche treue Beter zu sein? —

Der größte Mann nach den Aposteln ist Dr. Martin Luther gewesen; aber sein Leitspruchlein lautete: „Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert.“ „Mönchlein, Mönchlein, Du tust jetzt einen Gang,“ rief ihm Georg v. Frundsberg zu auf dem Reichstag zu Worms, aber er tat den Gang mit Gebet; wie Jakob zu Pniel, so rang er die Nacht zuvor: „Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache; habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu tun. Stehe mir bei, du treuer, ewiger Gott! Ich verlasse mich auf keinen Menschen. O Gott, o Gott! Hörst du nicht, mein Gott? Hast du mich dazu erwählt, ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß, ei, so walte es, Gott! Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein.“ Luther war ein treuer Beter, so lange er lebte; drei Stunden pflegte er auf den Knien des Tages mit heißem Gebete für sich und die Kirche Christi zuzubringen. „Es hat mir einmal geglückt,“ schreibt Dietrich, „daß ich ihn hörte beten; hilf Gott, welch ein Geist, welch ein Glaube ist in seinen Worten! Er betet so andächtig, als einer, der mit Gott, mit solcher Hoffnung und Glauben, als einer, der mit seinem Vater redet.“ Und Melancthon sagt: „Ich bin selbst oft dazu kommen, daß er mit heißen Tränen für die ganze Kirche sein Gebet gesprochen.“ Den Prediger kann Luther nicht dringend genug mahnen, um das rechte Verständnis des Worts zu erlangen, ernstlich zu beten, und von der Predigt sagt er: „Wir sollten Gott ohn Unterlaß in Ohren liegen, Tag und Nacht seufzen und stehen, daß er dem Worte wolle Kraft geben, im Herzen zu wirken.“ Kein Wunder, daß sein Wort so gewaltig gündete, und daß, durch diesen einen Mann betogen, „die Weltgeschichte andre Bahnen ging.“ —

Wir leben in einer ersten Zeit. Viele Tausende unserer jungen Mannschaft müssen jetzt in den Krieg. Bange zittert das Herz der Eltern, der Ehegattin; oft auch zaghaft ihr eigenes. Da gibt's nur eine Hilfe: glaubensvoll aufschauen zu Gott im Gebet! Er tut auch noch heute Wunder. Er schüßt und lenkt und gibt ein sanft und selig Stündlein, wo unser Sterben in seinem allweisen Rat beschlossen. Er gibt Frieden mitten im Kriege und Freude mitten im Kugelregen. Und wen er erhalten will, dem kann kein Feind schaden. Ruf. 18, 7; Ps. 50, 15; 145, 18, 19; Ps. 91.

Es war an einem Sommerabend des Jahres 1881, als einige Freunde auf einem Dampfschiffe den Potomac hinunterfuhren. Einer der mitreisenden Herren erfreute die Reisegesellschaft durch den Gesang mehrerer schöner Lieder und schloß mit:

Jesus, Heiland meiner Seele, laß an deine Brust mich flieh'n,
Da die Wasser näher rauschen, und die Wetter höher zieh'n.
Wirg mich in den Lebensstürmen, bis vollendet ist mein Lauf;
Führe mich zum sichern Hafen, nimm dann meine Seele auf!
Andre Zuflucht hab' ich keine; jagend hoff' ich nur auf dich;
Laß, o laß mich nicht alleine, hebe, Herr, und stärke mich!
Nur zu dir steht mein Vertrauen, daß kein Uebel mich erschreckt;
Mit dem Schatten deiner Flügel sei mein wehrlos Haupt bedeckt!

Mit tiefem Ernste hatte er diese vier Verse gesungen, wobei er einen besonderen Nachdruck auf die letzten Worte des vierten Verses legte. Die ganze Gesellschaft war bewegt, und nachdem die letzten Töne verklungen waren, folgten einige Augenblicke feierlicher Stille. Dann kam ein Herr, der in einiger Entfernung dem Gesang zugehört hatte, herbei und redete den Sängern also an: „Bitte um Verzeihung, mein Herr, kämpften Sie nicht auch mit im letzten Kriege?“

„Ja, mein Herr,“ gab der Sänger zur Antwort, „ich kämpfte unter General Grant.“

„Gut,“ sagte der Fremdling — und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, „und ich kämpfte auf der andern Seite als Ihr Feind, und wenn ich mich nicht täusche, so sind es in diesem Monat bereits 28 Jahre, daß ich Ihnen einmal unmittelbar gegenüberstand. Es war eine klare Sommernacht, wie heute, und Sie standen auf Vorposten in meiner nächsten Nähe. Wir Südlischen beabsichtigten einen Ueberfall, und ich hatte somit in Ihnen einen Feind vor mir. Auf Händen und Füßen näherte ich mich Ihrem Posten, die mörderische Waffe in der Hand und gedeckt von den Schatten des Waldes. Ich wartete nur auf den Augenblick, da ich Sie bei Ihrem Hin- und Hergehen ganz deutlich fixieren konnte. Nun erhob ich mein Gewehr und legte an auf Ihre Brust. Ich war ein guter Schütze, und mein Offizier hatte mich deshalb mit dieser Aufgabe betraut. Als Sie aber so ab und zu gingen, vernahm ich, daß Sie so leise vor sich hin die Melodie des Liedes summten, das Sie vorhin gesungen haben, und auf einmal hörte ich deutlich die Worte in die Nacht hinausfliegen: „Mit dem Schatten deiner Flügel sei mein wehrlos Haupt bedeckt.“ Ihr Gebet war erhört; ich konnte nicht mehr schießen und ließ mein Gewehr sinken, und es wurde auch in jener Nacht kein Angriff auf Ihr Lager gemacht. Als ich Sie nun heute abend singen hörte, war ich innerlich sogleich gewiß, Sie seien der Mann, dessen Leben in jener Nacht auf diese Weise geschützt wurde.“

Der Sänger ergriff mit tiefer Bewegung die Hand des Südlischen und sagte in feierlichem Ernste: „Ich erinnere mich ganz gut jener Nacht und weiß, wie niedergedrückt und verlassen ich mich damals auf den Vorposten begab. Ich wußte, daß mein Posten großer Gefahr ausgesetzt sei, und ich war niedergeschlagener als je sonst während meiner ganzen Kriegslaufbahn. Während ich so meine Gänge machte, dachte ich an die Heimat und an alles, das mir lieb und teuer war. Dann drängte sich mir mit ganz besonderer Stärke der Gedanke auf, wie Gott für alles, das er geschaffen, auch Sorge trage, und wenn er sogar der Sperlinge nicht vergesse, wie viel mehr werde er sich des Menschen, der nach seinem Bilde geschaffen, annehmen. Und so sang ich schließlich dieses Gebetslied, und das Gefühl des Verlassenseins war verschwunden. Auf welche Weise der Herr mein Gebet erhörte, habe ich erst heute abend erfahren. Mein himmlischer Vater fand es für gut, mir das diese 28 Jahre nicht kund zu tun. Wie viele seiner Wunderwege erkennen wir nicht in dieser Welt; aber im Lichte der Ewigkeit sollen sie uns alle enthüllt werden.“ —

„Ja,“ sagst du, „aber wenn den gläubigen Beter die Angel doch trifft?“ Darum sollen wir allezeit sagen: „Herr, so du willst“, und: „Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!“ Aber auch dann ist das Gebet nicht vergeblich; es ist ein süßer Himmelstrost, es beruhigt, stärkt, beseligt: „Ich bin in meines Lieben Vaters Hand; er hält und führt mich nach seinem gnädigen Wohlgefallen, durch Nacht zum Licht.“

Hier ein Exempel, das ich in einem christlichen Blatte vor mehreren Jahren fand. An der westfriesischen Küste tobte ein Sturm, da, ein dumpfer Signalschuß! „Ein Schiff in Not!“ riefen die Strandbewohner einander zu und eilten auf die Dünen. Dort sahen sie ein Segelschiff am Untergang, auf den Sand getrieben, von den Wellen unrettbar zerbrechend. Ein Matrose war noch auf dem Verdeck; er winkte um Hilfe. Die war aber unmöglich. „Golt den Pastor!“ hieß es nun. Der kam und forderte ein Sprachrohr. „Vertraue dem Heiland und wirf Dich in seine Arme!“ rief er dem Verlassenen auf dem Schiffe zu. Der winkte mit einem Tuche, und über das Wasser Klang's herüber als Antwort:

„Jesus, Heiland meiner Seele, laß an deine Brust mich flieh'n,
Da die Wasser näher rauschen, da die Wetter höher zieh'n.“

Diese Bewegung hatte die Leute am Strande ergriffen. Der Pastor rief wiederum: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden.“ In zitternden Tönen kam es vom Wrack über das Wasser her:

„Andre Zuflucht hab' ich keine, jagend hoff' ich nur auf dich,
Laß, o laß mich nicht alleine, hebe, Herr, und stärke mich!“

In tiefstem Mitgefühl standen die Strandbewohner da. Rauhe Fischer schauten bewegt drein, Frauen waren auf die Kniee gesunken und beteten für den Armen. Da brach das Schiff voneinander. Die Schiffstrümmern schwankten hin und her. Atemlos stand die Menge da. Jetzt könnte es nochmals über das Wasser:

„Nur zu dir steht mein Verlangen, daß kein Uebel mich erschreckt,
Mit dem Schatten deiner Flügel sei mein — —“

Mehr hörten sie nicht. Der Matrose konnte auf Erden den Vers nicht mehr zu Ende beten. Am andern Morgen trieb die Leiche ans Land. Sorgsam trug man sie ins Dorf. Man fand in seinen Taschen ein Neues Testament mit seinem Namen und Briefe seiner Eltern. Man schickte sie ihnen zu nebst Bericht seines Todes. Auf dem Kirchhof jenes Strandbüschens wurde er begraben. Liebende

Hände hatten seinen Sarg geschmückt. Hatte der Herr sein Gebet nicht erhört? Doch, doch! Oder hat der Vater, der seinem Kinde, das ihn um einen Penny bittet, statt desselben ein Goldstück gibt, das Kind etwa nicht erhört?

Mein lieber junger Bruder, der du vielleicht bald dem Tode ins Auge schauen mußt, lerne beten! Hast bisher ohne Gebet gelebt? So mach's wie jener Sohn, der da sagte (Luk. 15): „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“ Daß Vaterherz steht dir offen. Und sollte dieser Gang in den Krieg für dich der Todesgang sein, so wird er dir dein Vaterhaus droben auf-tun, „wo Freude die Fülle, wo liebliche Stille, wo Wonne, wo Zauber, wo Herrlichkeit wohnt.“ Eile, die Zeit ist kurz! „Kind-lein, es ist die letzte Stunde!“

Die Ukraine.

Man spricht das Wort weder Ukräne aus, wie man es sogar manchmal gedruckt sieht, noch überhaupt dreisilbig, sondern vier-silbig — U-kra-i-ne. Und was ist die Ukraine? In der großen Welt war bisher sehr wenig bekannt über diesen südwestlichen Teil des europäischen Rußlands, und zwar hauptsächlich infolge der Bemühungen der Zarenregierung, dort, wie anderswo, alles völkische Stammesgefühl zu unterdrücken. Selbst der Name Ukraine wurde verboten und statt dessen Süd-Rußland, Klein-Rußland und West-Rußland vorgeschrieben, obwohl der Name russisch-polnisch ist und eigentlich nichts weiter bedeutet als „Grenzgebiet“, nämlich ursprünglich das Grenzgebiet zwischen ansässigen und nomadisierenden Völkern, wie Tataren und anderen. Auch heißen die Bewohner der Ukraine im Volksmunde schon seit sehr langer Zeit einfach Kleinrussen oder Weißrussen (weil sie sich gerne weiß kleiden), während man ihre Stammesgenossen in Galizien, der Bukowina und in Ungarn Ruthenen nennt.

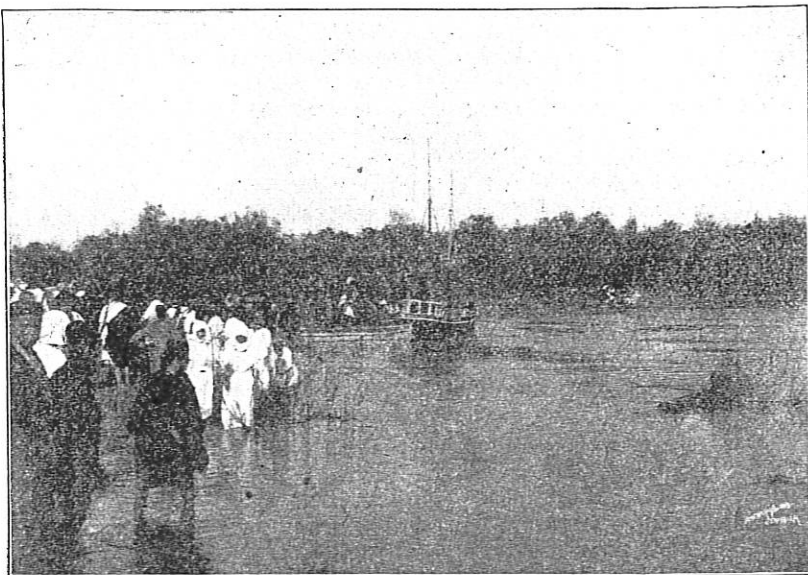
In Oesterreich-Ungarn wohnen etwa 4,000,000 Ruthenen; in der russischen Ukraine aber leben über 33,000,000 Kleinrussen. Die Ukraine umfaßt nämlich 10 Gouvernements (Staaten): Poltawa, Charkow und Tschernikow im engeren und eigentlichen Klein-Rußland, Bessarabien, Cherson, Taurien und Zerkaterinoslaw im Süden und Wolhynien, Kiew und Podolien im Südwesten. Diese Gouvernements zusammen machen das Gebiet aus, das jetzt die Bewohner wieder als Ukraine bezeichnen. Es erstreckt sich am Schwarzen Meere entlang bis über die Halbinsel Krim und den Asow-See.

Das Gebiet der Ukraine, das also jetzt einen Staat für sich bildet, ist an Umfang größer als irgendein anderer Staat in Europa, mit Ausnahme Rußlands. Es bedeckt 260,600 Quadratmeilen. Das ganze Deutsche Reich umfaßt nicht mehr als 208,780 Quadratmeilen. Nach langem und vielartigem Mißgeschick wurde die Ukraine im Jahre 1709 endgültig Rußland angegliedert, und von jener Zeit an wurde die Russifizierung der Bevölkerung mit allen erdenklichen Gewaltmitteln durchgeführt. Noch während die Ukraine unter polnischer Herrschaft war, hatte sich ein Teil der Bevölkerung erhoben und sich als eine unabhängige Nation unter dem Namen „Kosaken“ (in getreuer Uebersetzung „unabhängige Krieger“) erklärt, aber auch dieser Teil wurde schließlich von Rußland erobert.

Trotz der rücksichtslosesten Maßregeln zur Unterdrückung der ukrainischen (ruthenischen oder kleinrussischen) Sprache und Literatur konnte das nationale Streben des Volkes nicht ausgerottet werden. Es wuchs langsam, aber unaufhaltsam. Im

Jahre 1876 wurden alle, in deren Besitz Gedrucktes oder Geschriebenes in der ukrainischen Sprache gefunden wurde, mit der Todesstrafe bedroht. Dieses Gesetz wurde im Revolutionsjahre 1905 zeitweilig aufgehoben, aber die ukrainische Sprache war fortbauend in der Schule und bei öffentlichen Gelegenheiten verboten. Wohl gerade deshalb hielt sie sich.

Unter diesen Umständen erscheint es sehr verständlich, daß die Ukraine alle jüngsten Vorgänge in Rußland mit gespanntem Interesse verfolgte. Sobald das Zarentum abgeschafft



Wallfahrende Klein- oder Weißrussen (aus der Ukraine) am Jordan.

war, verlangten die Führer der ukrainischen Bewegung von der Regierung in St. Petersburg die Unabhängigkeit. Da dieses Verlangen jedoch nur geringes Entgegenkommen fand, beschloßen die ukrainischen Führer die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Ein Regierungsrat von sieben Ministern wurde ernannt, darunter auch solche für Krieg und Flotte, und eine eigene Volksvertretung (Rada, Kongreß) gewählt. Statt der russischen Flagge wurde die gelb-blaue Nationalflagge gehißt.

Weil die Ukrainer Slawen reinsten Rasse sind, ist ihre Los-trennung für den Pan-slawismus ein schwerer Schlag. Was aber noch ebenso stark ins Gewicht fällt, ist die Tatsache, daß nur der Besitz der Ukraine Rußland freien Zutritt zum Schwarzen Meere gewährt. Nicht weniger als 70 Prozent der gesamten russischen Ausfuhr und 31 Prozent seiner Einfuhr gingen bisher durch Häfen am Schwarzen Meere. Und wie diese Gebiete der kürzeste Weg nach dem Kaukasus, nach Persien und Indien sind, so vermochte Rußland auch nur durch die Ukraine seinen Einfluß in den Balkanstaaten geltend zu machen.

☀ Unser Hausarzt ☀

Drei oder zwei Mahlzeiten? In dieser Zeit der allgemein empfohlenen Sparsamkeit ist auch diese ärztliche Frage aufgeworfen worden. Die Anfänger mancher gesundheitlichen „ismen“ sind sofort mit der Antwort bereit und erklären mit Begeisterung zwei tägliche Mahlzeiten für das einzig Richtige, — ja, vielleicht sogar nur eine einzige Mahlzeit pro Tag. Aber bis jetzt sind noch immer drei tägliche Mahlzeiten die vorherrschende Regel geblieben. Und das mag einer der Fälle sein, in welchen es das Beste ist, dem „alten Schlandrian“ treu zu bleiben! Die Gewohnheit, drei Mahlzeiten im Tage einzunehmen, ist nicht willkürlich in Schwang gekommen, sondern beruht auf gesunden physiologischen Grundsätzen, womit selbstverständlich nicht gesagt zu sein braucht, daß sie für jeden individuellen Fall allemal am besten paßt. Jedenfalls ist es eine Gepflogenheit, die man nicht so mir nichts dir nichts umstoßen sollte. Wenn man sich Nahrung zuführt, die einem schmeckt, so ruft der Wohlgeschmack auch einen entsprechenden, hübsch geordneten Verdauungsprozeß hervor oder fördert wenigstens einen solchen wesentlich. Der Nahrung wandert durch die ganze Länge des Speisefanals und wird unter normalen Verhältnissen vollkommen verarbeitet. Mit Hilfe der X-Strahlen hat man in neuerer Zeit manche interessante Tatsachen bezüglich der Verdauung festgestellt. Eine der wichtigsten derselben ist die folgende. Die Bewegung des auszuscheidenden Nahrungsrückstandes durch den Hauptgang ist keine beständige; sie erfolgt auch nicht in stetigen Wellen mit anhaltender Fortsetzung; sondern sie bildet eine Reihe ganz plötzlicher Schiebungen in der Masse, welche nur wenige Sekunden in Anspruch nimmt und die Masse jeweils einen Fuß oder darüber weiterbefördert. Nach allem, was man festgestellt hat, finden nur drei oder vier solche Massenbewegungen in je 24 Stunden statt. Diese Ordnung der Natur sollte man nicht unbeachtet lassen und nicht durch plötzliches Abbrechen der allgemeinen Eßgewohnheit stören! An und für sich könnte man sich wohl an zwei Mahlzeiten pro Tag so gut gewöhnen wie an drei; aber der entscheidende Punkt ist der plötzliche Bruch mit der bisherigen Lebensgewohnheit, — und davon ist ganz entschieden abzuraten. Es ist ziemlich sicher, daß, wenn der fein angepaßte innerliche Motor aus dem gewohnten Gange herausgerissen wird, eine sehr lästige Verstopfung die Folge ist oder eine schon vorher bestandene derartige Veranlagung sich steigert. Wenn man die Aufnahme von „Brennstoff“ vermindern will, so kann dies dadurch erreicht werden, daß man einfach die Menge von Nahrung, welche man bei jeder Mahlzeit zu sich nimmt, vermindert.

Eine Wundbehandlung mit Sonnenlicht hat außerordentlich gute Erfolge an zahlreichen Kriegsverletzten ergeben. Da die große Zahl der Verwundeten ein sparsames Umgehen mit den teuren Verbandstoffen verlangte, so wurden immer nur kleine Gazestreifen auf die Wunden gelegt und mit Heftpflaster befestigt, und der Einwirkung des Lichtes wurde es dann überlassen, die Wundabsonderung zum Aufhören zu bringen. Sache der Verletzten war, den Verband an einer Seite zu lösen und nach der Bestrahlung wieder zu befestigen. Im allgemeinen reinigten sich unter der Einwirkung des Sonnenlichtes die Wunden sehr schnell; es schossen bald frische Granulationen auf, die Ueberhäutung ging überaus schnell vom Wundrande aus vor sich, und oft brauchte man die sich auf diese Weise schnell verkleinernde Wunde nur mit einem dünnen Jodanstrich zu versehen, nach dessen Entfernung später eine glatte, tadellose Narbe zutage trat. Besonders auffällig war es, daß die nach Kanonenschußverletzungen auftretenden Knochenfisteln sich schnell und sicher schlossen. Häufig stießen sich infolge der Sonnenbestrahlung kleinere und größere Knochen splitter ab, die einfach mit der Kornzange aus der Fistel entfernt werden konnten, worauf dann schnell eine dauernde Heilung unter starker Hautbildung im Gebiete des bestrahlten Körperteiles eintrat.

Bei Verbrennungen ist stets das beste Mittel kaltes Wasser. Der verbrannte Teil wird sofort, ehe noch eine Blase entstanden ist, in kaltes, wiederholt zu erneuerndes Wasser (am besten unter der Wasserleitung oder in einem Gefäß, aus welchem das Wasser unten durch ein Papfloß abgelassen und oben neues nachgegossen werden kann) gesteckt und dies so lange fortgesetzt, bis Schmerz und Hitze sich verloren haben; oder wenn die Verbrennung an einer Stelle ist, welche man nicht in ein Gefäß halten kann, werden sehr oft zu er-

neuernde Leinwandlappen mit kaltem Wasser oder kaltem Brei von geriebenen rohen Kartoffeln, welcher stets vor seinem Warmwerden erneuert werden muß, aufgelegt. Eine brennende Person umhüllt man am besten mit Luchern, Teppichen u. dgl.; die Kleidung muß losgeschnitten, nie losgerissen werden. Bei größeren Verbrennungen ist schleunigst ärztliche Hilfe nötig. Wenn man sich durch heiße Speisen Mund und Hals stark verbrannt hat, schlürfe man langsam nach und nach eine ziemliche Menge süßen Rahms hinunter. Bei Brandwunden ist ferner gut: Auflegen von Leinen, das mit einer Mischung aus Salatöl und Kaltwasser oder Glycerin getränkt ist, im Notfalle Aufstreuen von Mehl; Bedeckung mit Verbandwatte. Kleinere Brandblasen läßt man unberührt; große und schmerzende werden nur angestochen.

Grüne Lampenschirme, gläserne durchscheinende Kuppeln, werden von vielen Leuten benutzt, weil sie zum Lesen als besonders angenehm und vorteilhaft empfohlen wurden. Einem namhaften Arzte stellten sich immer nach dem Gebrauch einer solchen Lampe Augenschmerzen ein; er benutzte darauf eine weiße Kuppel, und in kurzer Zeit hatten sich die Augenschmerzen völlig verloren, während sie bei versuchsweiser Anwendung der grünen Kuppel sofort wiederkehrten. Der Arzt erklärt die schädliche Einwirkung der grünen Kuppel in folgender Weise: Jedermann wird beim Arbeiten am Schreibtisch öfter vom Papier aufblicken, beim Nachdenken, beim Wechseln des Papiers, Eintauschen der Feder, Herlangen eines Buches u. s. w. Beim Aufsehen in den durch den grünen Schirm leicht abgedämpften Raum erweitert sich die Pupille, die hernach beim plötzlichen Wiederniedersehen auf das vom hellen Lampenlichte grell beleuchtete Papier, bevor sie sich unter der Einwirkung dieses Lichts wieder hinreichend verengert hat, verhältnismäßig viel Licht in das innere Auge fallen läßt. Solcher Wechsel von Hell und Dunkel ermüdet und überreizt unser Auge erfahrungsgemäß in sehr unangenehmer Weise; am peinlichsten empfinden wir das ja beim schnellen Vorbeigehen an einem Gollgitter, durch das die Sonne hindurchscheint. Die Pupille muß sich dabei abwechselnd erweitern und verengern; das ermüdet die Muskeln, und der schnelle Lichtwechsel reizt die Netzhaut. Es tritt jedesmal eine kleine Blendung ein, wie wir sie in stärkerem Maße beim plötzlichen Heraustrreten aus einem dunkeln Raume in den hellen Sonnenschein stets erfahren. Auch die physikalischen Eigenschaften des grünen Lichts können wohl das Auge mehr schädigen als andere Farben, wie Orange, Gelb oder Blau. Die grünen Pappschirme (Augenschirme) sind für Licht undurchlässig und darum weniger schädlich für das Auge.

Hautpflege beim Wintersport. Aufgesprungenen Rippen, rauhe Haut im Gesicht und an den Händen und oft sogar an exponierten Gesichtsteilen, an Fingern und Zehen leicht erfrorene Stellen, das sind bekannte Begleiterscheinungen bei Ausübung winterlichen Sports. Besonders beim Radfahren in kaltem, scharfem Winde kommen diese kleinen Uebel leicht vor. Hier vorbeugend zu wirken, ist leichter, als hinterher zu heilen. Manche glauben, durch tüchtig geöfteten der Haut dem Uebel begegnen zu können, doch übersehen sie dabei meistens eins, daß nämlich nicht jedes Fett den erwünschten Dienst tut. So ist z. B. das der Haut Wasser entziehende Glycerin gar nicht am Platze, ebenso wenig parfümierte Cremes, selbst die sonst der Haut zuträglichsten Cold-Creams mit Zusatz von bitteren Mandeln sind viel zu reizbar. Hier muß ein möglichst chemisch reines Fettpräparat verwendet werden, wie wir es z. B. in der Vaseline besitzen. Vaseline in Zinntuben wird am sichersten wirken, und wo Neigung zu Frost vorhanden ist, wähle man Kampfer-Vaseline, die sich ganz vorzüglich zur Hautpflege beim Wintersport bewährt hat. Gegen die Austrocknung der Nasenschleimhäute durch kalte, scharfe Luft hilft sofort Menthol-Vaseline, und hat man sich durch Zug neuralgische Schmerzen zugezogen, so leistet eine Verbindung von spanischem Pfeffer mit Vaseline vortreffliche Dienste, ohne selbst bei zartester Haut Reizungen zu veranlassen.

Animalische Nahrung. Ein Doktor hatte einem Kutscher, der über Müdigkeit und allgemeine Schläffigkeit klagte, geraten, nun animalische Nahrung zu sich zu nehmen. Nach einer Woche traf bei Arzt den Mann auf der Straße und fragte ihn, wie er sich bei seiner Behandlung befinde. „Herr Doktor, mit der animalischen Nahrung ist das so'n Sache: den Hater und das Gädjel krieg' ich schon runter, aber mit dem Heu geht's noch nicht recht.“

Der Gönner Haydn.



Joseph Haydn.

Am die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es, als in Wien an einem kalten Winter-sonntage die Andächtigen aus dem Stephansdome traten.

Durch ihre Reihen eilte frostzitternd ein halb-wüchziger, zarter Knabe mit geistreichen Zügen, deren schwermüthiger Ausdruck schon von manchem Leid erzählte. Nur dürftig bedeckten seine Kleider die langen Arme und Beine. Mitleidige Blicke trafen ihn, aber auch manch be-

wundernder hing an seinem blassen Gesichte mit den geistprühenden Augen, erkannten sie doch in ihm einen Chorknaben, der sich durch eine besonders schöne Stimme auszeichnete.

Wer hätte damals geahnt, daß der Name dieses deutsch-österreichischen Dorfjungen alle Namen dieser unzähligen Menschen überleben, daß er seinen bescheidenen Namen Joseph Haydn einst weltberühmt machen sollte! Arm wie eine Kirchenmaus, war der kleine Joseph schon mit elf Jahren in jenen Domchor eingetreten, und heute, in seinem sechzehnten, stand er zitternd und zagend vor einem Wendepunkte seines Lebens. Heute hatte er zum letztenmal in jenen geliebten Hallen gesungen, von heute an war er seiner Stelle als Chorknabe, die ihn, wenn auch kümmerlich, ernährt hatte, verlustig. Ein schweres Krankenzimmer, von welchem er sich erst seit kurzem erhoben, war seinem vordem so schönen Sopran unheilvoll geworden!

Heiße Tränen nieder kämpfend, blieb er in diese Gedanken versunken plötzlich stehen. Nochmals blickte er nach der geliebten Stätte, und angesichts des hohen Domes gelobte er sich, seiner Kunst treu zu bleiben, mit Eifer einem hohen Ziele zuzustreben! Und es gelang ihm, sich durch Ertheilen von Lektionen in Gesang und Klavierspiel zu ernähren.

Jahre waren seit jenem Winter-sonntage verflossen; aus dem schwächlichen Knaben war ein hübscher junger Mann geworden, dessen Talent sich im stillen prächtig entfaltet hatte. Um diese Zeit lebte in der Kaiserstadt ein Friseur namens Wenzel, dessen Kunst in den vornehmen Kreisen hochgeschätzt und wohlbegehrt war. Allmorgendlich konnte man Meister Wenzel wie ein lebendiges Aushängeschild seines Geschäftes, mit gepudelter und bezopfter Frisur, in Kniehosen und Schnallenschuhen, mit feinem Ueberrock und Spitzenjabots, von Palais zu Palais wandern, ja auch oft fahren sehen, um seinen vornehmen Kundinnen „die Köpfe zurecht zu setzen“.

Da Monsieur Wenzel die Langschläferinnen von jenen, die dem Grundsatz: „Morgenstund' hat Gold im Mund!“ hulbigsten, zu unterscheiden wußte, so war es stets ein Fräulein von Ariola, die zuerst von Wenzels Künstlerhänden verschönert wurde.

Aber Meister Wenzel wußte außer Brenneisen, Nadeln und Puderquaste auch noch eine scharfe Zunge zu führen, die stets mit frischen Stadtneuigkeiten, mit interessantem Hofklatsch und Künstlergeschichten vollgespickt war, und kaum saß die Gnädige in ihrem himmelblauweisen Morgenkleide vor dem venetianischen Spiegel, so begann auch schon Wenzel seine Neu-

igkeiten auszukramen, die Fräulein von Ariola mit größter Aufmerksamkeit anhörte.

So auch an einem bitterkalten Wintermorgen. Wieder saß die Baronesse vor ihrem Toilettenspiegel, und gerade berichtigte ihr Wenzel, daß die berühmte italienische Sängerin, die nächsten bei Hofe Arien von Händel und Haffa singen werde, per Extrapost schon in Wien angekommen sei, als der Friseur plötzlich das Gespräch abbrach. Wunderbare Töne drangen durch die klare, stille Winterluft bis in das Toilettenzimmer. Wie verzaubert hielt Wenzel das Schönheitspflasterchen, das er der Baronesse aufkleben wollte, zwischen Daumen und Zeigefinger — und lauschte!

„Nun, Monsieur Wenzel!“ rief Fräulein von Ariola etwas pikirt, „was ist Euch denn?“

„Bitt' schön Ew. Gnab'n, — aber hören nur Ew. Gnab'n, wie der da drüb'n wunderbar spielt, der weiß einmal den Johann Sebastian Bach zu behandeln! Das ist ein Genuß! Wer ist denn der Künstler, Ew. Gnab'n?“

„Ein junger, bleicher, armselig gekleideter Musiker!“ entgegnete die Dame. „Er wohnt schon seit dem Herbst im Nachbarhause in einer Dachkammer, er ist derselbe, den ich oft bei dem Fräulein von Martinez gesehen habe, die im Hause des Hofdichters Metastasio wohnte.“

„Bitt' schön Ew. Gnaden, wie heißt er denn?“ fragte Wenzel und befestigte endlich das Schönheitspflasterchen auf das rundliche Kinn der ungeduligen Schönen.

„Ich glaube Hay — Hay —, ja richtig, Haydn heißt er. Sie kennen ihn gewiß auch, lieber Wenzel, er war der Musiklehrer der Martinez, er bekam dafür Rost und Logis. Jetzt sieht der arme Schlucker wieder einmal auf dem trockenen, da die Martinez Wien verlassen hat!“

„Ach!“ rief Wenzel, „freilich kenn' ich ihn, das ist ja derselbe Joseph Haydn, der auch eine Zeitlang bei dem alten Geizhalse Porpora niedere Dienste leistete, nur um so von dem berühmten Gesangsmeister in Gesang, Komposition und italienischer Sprache zu profitieren!“

„Ganz richtig, derselbe!“ gab das Fräulein zurück.

„Der junge Mann hat Talent!“ rief Wenzel begeistert. „Ein großes Talent, wäre ewig schade, wenn es nicht aufkommen sollte! Sollte der arme Burche gar in Not geraten sein?“

Noch eine Wolke des feinsten Puders ging auf den Lockenbau der Gnädigen nieder, dann verließ der Haarkräusler mit einer tiefen Verbeugung das Gemach, eilte die Treppe hinab, lief über die Straße und schnurstracks in das gegenüberliegende Haus.

„Da muß ich mich doch umschau'n! Hm! Hm! Wie der Mensch schön spielt! So ein Talent!“

Mit diesen Worten ging er den herrlichen Tönen nach, bis ihn nur noch eine niedere Türe von der Dachkammer trennte, in welcher gespielt wurde. Hastig öffnete Wenzel, und wirklich, in der armseligen Kammer saß ein schlanker, bleicher Jüngling am Klavier.

„Also wirklich der Monsieur Haydn!“ rief Wenzel, „der Haydn, den ich so oft bei Metastasio geseh'n! Na, so was! Und da sitzt man in einer solchen Spelunk'n ohne ein Fünkchen Feuer, bei der Kälte! Da friert man und hungert und red't nit und denkt nit, daß man Freunde und sogar Verehrer hat? He? Wie?“

„Mein lieber Herr Wenzel,“ sagte Haydn traurig, „an

welcher Türe hätte ich anklopfen sollen? Wer hätte mir aufgemacht?"

"Papperlapapp, Monsieur Haydn, das sind Ausred'n, die Wiener hab'n keine Kieselherz'n, und besonders der Musitnarr, der Wenzel, nit. Haben's denn gar nit an mich gedacht? Daß der Wenzel auf der Welt ist! Kurz und gut, mein lieber Haydn, mein Haus steht Ihnen off'n, und fürs tägliche Brot haben's von heut an nit mehr zu sorg'n. Punktum, Streusand drauß!"

"Aber das kann ich doch nicht annehmen!" unterbrach ihn der junge Musiker. "Was könnte ich Ihnen dagegen bieten?"

"Viel, sehr viel, Freunderl! Zuallererst jeden Tag ein

sonst lauf'n meine Kund'n noch bis heut nacht mit aufgewickelt'n Papiillot'un umanand!"

Noch an demselben Tage hatte der kunstbegeisterte Friseur das Vergnügen, Haydn bei sich aufnehmen zu können. Ein trauliches Stübchen, dessen Fenster auf die schöne Donau blickte, ein Stübchen mit einem guten Piano, mit ebensolchem Bette war ihm eingeräumt worden, hier konnte er, aller Nahrungs-sorgen enthoben, nur seiner geliebten Kunst leben. Aber nicht allein die Musen blieben ihm hier hold, auch sonst lächelte ihm das Glück. In der reizenden Tochter seines Wohlthäters fand er den Gegenstand hoher Begeisterung! Durch die schöne Nanni

ward er zu manchem seiner Werke angeregt, für die schöne Nanni komponierte er so manches Lied, ja, als sie eines Tages bat: "Joseph! So probieren Sie es doch einmal mit etwas Größerem, mit etwas, worüber die Welt staunen würde, die Gottesgabe haben Sie dazu!" da überreichte ihr Haydn wenige Tage später ein dickes Notenheft, in welches er sein erstes Quartett geschrieben hatte, eins jener herrlichen Musitwerke, deren eigentlicher Schöpfer Haydn war, die später durch Mozart und Beethoven auf ihren Höhepunkt gebracht wurden.

Nanni war nicht wenig stolz, daß Haydn so schnell ihren Wunsch erfüllt hatte, und freudestrahlend brachte sie das Manuskript ihrem Vater. Meister Wenzel, der die wertvolle Komposition erkannte, gab sie sofort Haydn mit dem Rate zurück, er solle das Quartett einem Verleger übergeben.

"Einem Verleger?" spottete Haydn. "Wo fände ein unbekannter armer Komponist einen solchen, ich hab's schon probiert, aber immer wies man mich zurück, und zudem habe ich kein Recht auf dieses Quartett, es gehört Euch, Meister Wenzel, wie die andern Säckelchen, die ich Euch pflichtschuldbigst überlassen habe!"

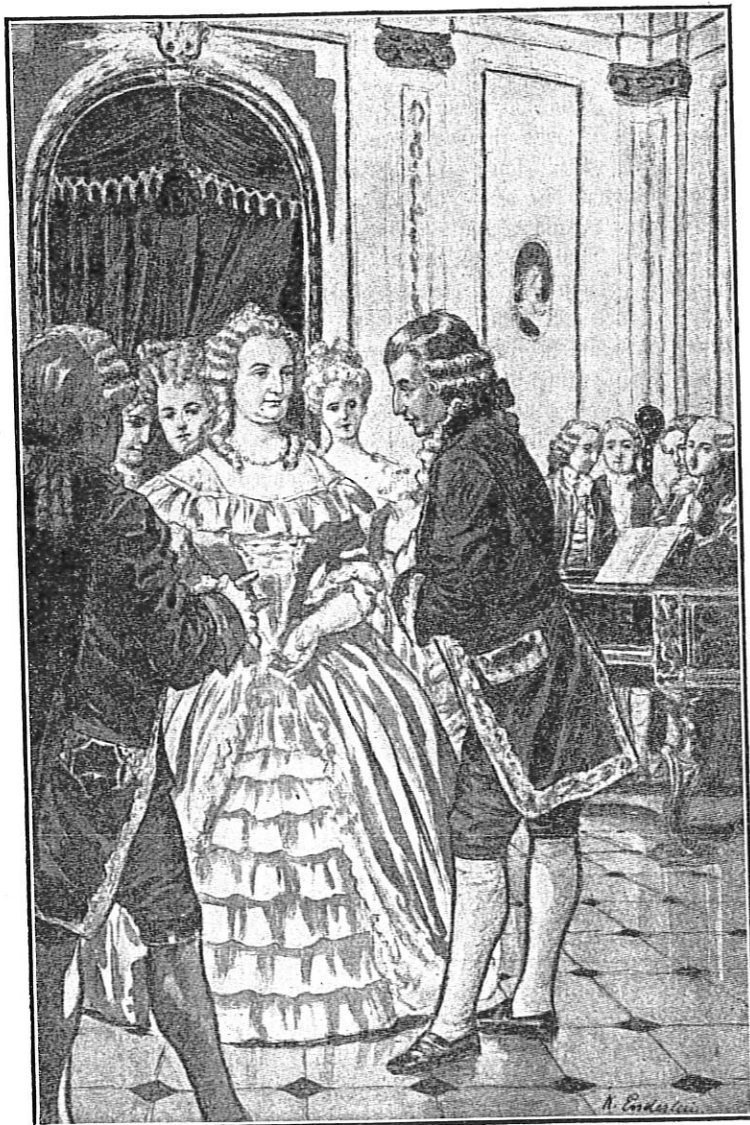
Schmunzelnd nahm der Alte das kostbare Manuskript, um sich eilig damit zu entfernen. Haydn sah ihm etwas verblüfft nach, er beobachtete, daß der Alte damit das Haus verließ.

"Wohin geht denn der Wenzel? Was beginnt er eigentlich mit meinen Arbeiten? Ob er sie gar verkauft und sich für Kost und Logis bezahlt macht?" Solche Gedanken gingen durch Haydn's Kopf. Doch plötzlich fuhr er unwirsch auf und flüsterte: "Pfui! Schäme dich, Joseph, so niedrig von deinem zweiten Vater zu denken!"

Zu jener Zeit tauchten in Wien allerhand Menuette, Walzer und Arien auf, die alle Welt spielte, alle Welt bewunderte und von welchen niemand den Schöpfer kannte. Einer schrieb sie vom andern ab,

man spielte sie nach dem Gehör, ja sogar an den kaiserlichen Hof flatterten diese kleinen Tonstücke und entzückten daselbst, wie in den aristokratischen Kreisen, die Hörer. Aber nicht allein hier, sondern auch in den Wirtshäusern konnte man sie hören; und mancher Rutscher piffte sie auf seinem Boock. Ging dann Wenzel zufällig vorüber, so lachte er, pffiffig in sich hinein und summete die Melodie vergnügt ebenfalls vor sich hin. Mit einer dieser entzückenden Arien auf den Lippen, kam er eines schönen Tages in das Haus von Swietens, des Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia. Im Vorzimmer stieß er auf Gottfried, den geistvollen und hochmusikalischen Sohn des Hauses.

"Noch einmal, Monsieur Wenzel!" rief der junge Herr,



Haydn wird der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt.

bissel Eures herrlichen Klavierspieles, dann jede Woche so eins von Euren reizenden Menuetten und Ländlern, die übrige Zeit schenkt' ich Euch zu Eurem Studium! Nun, ist der Herr von Haydn zufrieden, so schlag' er ein!"

Haydn erkannte in den aufrichtigen guten Augen, in den warmen Worten des Sprechenden, daß ihm in diesem Manne ein Freund, ein Wohlthäter erstanden sei, und dankbar schlug er ein.

"Abgemacht!" rief Wenzel, "paß nur der junge Herr gleich seine Siebensachen zusammen, viel ist's ja so nit, wie ich seh', dann geh' er in die Leopoldstadt Nr. 10 und läut' er, das übrige wird sich schon finden. Aber jetzt Gott befohlen, i muß fort,

„wahrhaftig, das ist dieselbe Melodie, die ich gestern auf einem Feste bei Lichtensteins hörte!“

„So, so, beim Fürsten Lichtenstein haben's Ew. Gnad'n gehört; auch bei Esterhazy's ist sie schon gespielt worden!“ antwortete Wenzel, stolz ins Zimmer tretend.

Und indem sich die imposante Lockenperücke des alten Swieten unter Wenzels Künstlerhand zu einem wahren Prachtbau gestaltete, spielte im angrenzenden Musikzimmer der Sohn des Hauses die reizende Melodie.

„Vater! Wie gefällt Dir diese kostbare Musik, ich gäbe viel darum, könnte ich den unbekannten Komponisten kennen lernen!“ rief begeistert der junge Swieten. In Wenzel stieg eine heiße Blutwelle empor, es schien ihm, daß Haydn's Zeit gekommen sei, ja, die Wiener wurden endlich auf ihn aufmerksam!

„Den Kompositur dieser Melodie wünsch'n Ew. Gnad'n zu wissen?“ fragte der Friseur.

„Zawohl, alle Welt will wissen, wer es ist, und vor allem ich selbst!“

„Da kann ich Ew. Gnad'n dienen!“

„Ihr kennt ihn, Monsieur Wenzel?“

„Ja wohl, so gut wie meine Tasche: Haydn, Joseph Haydn heißt er!“

„Haydn!“ rief der junge Swieten, „wo wohnt er, wo kann ich ihn treffen? Ich eile zu ihm.“

„Dann können der gnädige Herr sofort mit mir gehen, denn der Haydn wohnt bei mir!“

Eine Pause des Erstaunens trat ein.

„Bei Ihnen, Wenzel! Wie kommt er zu Ihnen?“

Wenzel erzählte, wie er den verlassenen Jungen dem Elende entrissen, wie er in seinem Hause ein Heim gefunden habe, in welchem er, geschützt vor Lebensorgen, völlig der Entfaltung seiner hohen Talente leben könne. Er gestand ihnen auch, welche Verabredung er mit Haydn getroffen, und daß er hinter dessen Rücken seine Kompositionen an Kunstfreunde, Wirte und Kapellen verkaufte, natürlich zu gunsten des Komponisten.

Verblüfft sahen sich die beiden Swieten an. Der junge Swieten unterbrach die Stille. „Bitte, kommen Sie, Monsieur Wenzel, führen Sie mich zu Haydn, ich will ihn mir zum Lehrer, zum Freunde gewinnen, in unserm Hause soll er fortan weiteren Kreisen persönlich bekannt gemacht werden!“

Als bald darauf der junge Swieten mit Wenzel bei Haydn erschien, da war dieser nicht wenig überrascht, zu hören, daß

seine Kompositionen in Wien so populär geworden waren, und erstaunt fragte er Wenzel, wie das gekommen sei.

Anfangs zauberte der gutmütige Friseur, als aber Swieten immer mehr Haydn bat, zu ihm überzusiedeln, da drängte es doch Wenzel, seinem Lieblinge vor dessen Weggehen Aufklärung zu geben. Auf Haydn zugehend, hielt er ihm ein schön gebundenes Notenheft entgegen.

Der junge Komponist laß, er traute kaum seinen Augen, aber wirklich, da stand es schwarz auf weiß und wie schön gedruckt:

Quartetto für zwei Violinen, Bratsche und Violoncello,
komponiert von Joseph Haydn, Klavierspieler und Komponist.
Wien 1751.

„Schau, Joseph,“ sagte Wenzel, „das hab' ich von dem Geld für Deine Musikstücke, die ich, ohne Deinen Namen zu nennen, verkaufte, drucken lassen. Einen Verleger hab' ich mit aller Müß' nit aufreiben können! Du weißt ja selbst, wie schwer das ist!“

„Also!“ rief Haydn, „das Quartett, das ich der Nanni verehrt habe, hat der Herr Wenzel für wert gehalten, drucken zu lassen?“

„Zawohl, Joseph, das ist was Wertvolles, was Großes, ich hab' nur auf so was von Dir gewartet! Aber jetzt, Joseph, halt' ich Dich nicht länger in meinem bescheidenen Häusl auf. Willst von uns fort, so — so — —“

Tränen ersticken seine Worte.

„Was dem Herrn Wenzel nicht alles einfällt!“ sagte Haydn bewegt. „Ich aus diesem Hause fort, in welchem ich mein Liebste gefunden? Nein! Nein!“

Und auf Nanni, die eben ins Zimmer trat, zueilend, führte er sie zu dem glücklichen Vater, ihn um die Hand seiner Tochter bittend.

Von ganzem Herzen gab der tiefbewegte Vater Wenzel seine Zustimmung, und nicht gar lange Zeit darauf wurde Nanni die Gattin Joseph Haydn's.

Aber sie hielt ihr am Altare gegebenes Wort leider nicht, denn sie brachte durch ihre Herrschsucht, Verschwendung und Lieblosigkeit gar manche Dissonanz in die Ehe und in das Leben des großen Tonsetzers, der durch die Harmonie seiner Werke alle Welt entzückte, dessen Name, als des eigentlichen Begründers der Instrumentalmusik, von jener Zeit an als einer der ersten am Himmel der musikalischen Kunst glänzt.

R e x .

Eine Hundegeschichte. Für die „Abendsschule“ von G. G. B a g e l.



Hrix' sehnlichster Wunsch war jetzt erfüllt; er hatte einen Hund. Seine Freude darüber war schier unbegrenzt und reichlich überschwenglich. Wäre er ein richtiger Deutscher, so würde er gesagt haben, das Tier sei „zu nett“; da er jedoch Amerikaner ist, so behauptete er, sein Rex sei doch gar „zu süß“.

Diese Süßigkeit ließen wir ihn denn auch den ganzen ersten Abend ungestört und unversäuert genießen; schon am nächsten Tage jedoch mußte der Junge erfahren, wie wahr der Dichter redet, wenn er behauptet: „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu teil.“ Er und seine Schwester hatten am Abend zuvor und auch schon heute in aller Frühe den Rex gefüttert, und als nun die übrige Familie selber aus Frühstückstücken gehen wollte, siehe, da mangelte dem Milchkrug. Darüber war Mama sehr ungehalten und klagte, daß sie in diesen teuren Zeiten nicht auch noch mehr Milch erschwingen könne, um

einen ganz unnötigen Hund durchzufüttern. Da war dem Fröh, als wäre ein Reif in der Frühlingsnacht auf seine zarten Blau- blümlein gefallen, und sein Herz ward schwer; denn er sah bereits im Geiste seinen Süßen die Western Avenue hinab in die Verbannung wandeln.

Diese Katastrophe abzuwenden, versicherte der Junge, hinfort mit Freuden auf seinen Teil des täglichen Milchverbrauchs verzichten zu wollen, wenn nur das Hündlein nicht dem Verkommen im Elend anheimfiele. Tief gerührt von ihres Sohnes Herzensgüte, nahm Mama das Opfer an und — kaufte von da an täglich ein Pint Milch mehr.

Auch von meiner Seite drohte dem armen Tiere Gefahr. Ich sah auch schon etwas im Geiste voraus, nämlich den Steuereinnahmer an der Fronttür, in der Hand Bleistift und Steuerzettel, auf den Lippen die Frage: „Haben Sie einen Hund?“ Meine Lust, neben den täglich größer werdenden Ausgaben für die nötige Nahrung und Kleidung auch noch die höchst unnötige Hundesteuer auf mich zu nehmen, war keineswegs groß. Dies mußte dem Jun-